



# **Die Differenzkategorien Gender und Sexualität in der Sozialen Arbeit**

**Eine Auseinandersetzung mit Perspektiven aus Gender/Queer Studies im Umgang mit Differenz**

Bachelorarbeit  
**Anna Blatter**

Begleitperson  
**Dr. Susanne Nef**

Bachelorstudiengang  
Zürich,  
Frühlingssemester  
2021

## **Abstract**

«Wird es ein Mädchen oder ein Junge?», ist eine oft gestellte Frage, die an werdende Eltern gestellt wird. «War er früher eine Frau?», ist eine Frage, die beim Outing von trans\* Menschen fällt. Die Kategorisierung in «Mann» und «Frau» scheint für Menschen von hoher Bedeutung zu sein. Mit der gelebten Sexualität ist es ähnlich. «Hat sie sich schon geoutet?» Diese Frage nach dem Outing richtet sich allerdings nur an homosexuelle Menschen, denn sie gelten als die «Anderen». Menschen werden aufgrund von Differenzkategorien als «anders» bezeichnet. Auch die Soziale Arbeit greift auf diese Kategorien in ihrer Arbeit zurück, indem definiert wird, wer Adressat\*in von Sozialer Arbeit ist und wer nicht. Somit ist die Soziale Arbeit (re-)produzierend an Differenzkategorien beteiligt, möchte jedoch gemäss Tripelmandat nach Silvia Staub-Bernasconi normkritisch agieren. Die Soziale Arbeit befindet sich im Umgang mit Differenz also in einem Dilemma.

Die vorliegende Bachelorarbeit soll Sozialarbeiter\*innen und Interessierten durch die Auseinandersetzung mit Fachliteratur aufzeigen, was Differenzen sind, welche Wirkung sie haben und wie die Soziale Arbeit damit umgehen kann. Es wird ein Überblick über die verschiedenen Perspektiven der Theorieströmungen der Gender/Queer Studies gegeben und mit dem Umgang mit Differenz verknüpft. Diese Bachelorarbeit fokussiert auf die Differenzkategorien Gender und Sexualität und untersucht, inwiefern Perspektiven der Gender/Queer Studies anschlussfähig im sozialarbeiterischen Umgang mit Differenzen sind.

# Inhaltsverzeichnis

<b>Abstract</b> .....	<b>2</b>
<b>Abbildungs- und Tabellenverzeichnis</b> .....	<b>4</b>
<b>1 Einleitung</b> .....	<b>5</b>
1.1 Ausgangslage und Problemstellung.....	5
1.2 Hauptfragestellung und Teilfragen .....	8
1.3 Aufbau und Methodik .....	9
1.4 Zentrale Begriffe und Schreibweise .....	9
<b>2 Differenz</b> .....	<b>12</b>
2.1 Differenz im Kontext Sozialer Arbeit.....	12
2.2 Dimensionen und Effekte von Gender und Sexualität .....	14
<b>3 Gender/Queer Studies</b> .....	<b>18</b>
3.1 Strukturorientierte gesellschaftskritische Perspektive.....	19
3.2 Interaktionistische konstruktivistische Perspektive .....	22
3.3 Diskurstheoretische dekonstruktivistische Perspektive .....	25
<b>4 Perspektiven zum Umgang mit Differenzen</b> .....	<b>28</b>
4.1 Anerkennungstheoretischer Umgang.....	28
4.2 Konstruktivistischer Umgang.....	30
4.3 Dekonstruktiver Umgang und performatives Verständnis .....	31
4.4 Queer-plurales Verständnis .....	33
<b>5 Diskussion</b> .....	<b>37</b>
5.1 Zusammenfassung der Erkenntnisse .....	37
5.2 Beantwortung Fragestellung .....	40
5.3 Kritische Würdigung und Ausblick .....	43
<b>Literaturverzeichnis</b> .....	<b>45</b>

## **Abbildungs- und Tabellenverzeichnis**

<i>Abbildung 1.</i> Erfahrene Diskriminierung .....	5
<i>Tabelle 1.</i> 13 bipolare hierarchische Differenzlinien.....	12
<i>Tabelle 2.</i> Gender/Queer-Kompetenzen .....	36

# 1 Einleitung

Im folgenden Kapitel werden die behandelnden Themen dieser Bachelorarbeit eingeführt und die Fragestellung wird anhand der Ausgangslage und Problemstellung hergeleitet. Zudem wird das methodische Vorgehen und der Aufbau erläutert und zentrale Begriffe sowie ausgewählte Schreibweisen definiert.

## 1.1 Ausgangslage und Problemstellung

Die europäische Rainbow Map (ILGA Europe, 2021) stuft Länder anhand ihrer nationalen Gleichstellungsgesetze und Richtlinien ein und illustriert die Situation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans\* Identen, inter\* Geschlechtlichen und Queers (engl. Abkürzung LGBTIQ+). Die Schweiz liegt aktuell auf Platz 22 im Vergleich mit 48 anderen europäischen Ländern bezüglich LGBTIQ+ Rechten. Dem Bericht zufolge erfüllen (Stand 2021) in der Schweiz 39 Prozent aller Massnahmen und Gesetze eine vollständige Gleichstellung (ILGA Europe, 2021). Es bestehen demzufolge nach wie vor Lücken. Diese zeigen sich auch im Abschlussbericht des Schweizer LGBTIQ+ Panel, welches jährliche Umfragen mit LGBTIQ+ durchführt. Der Bericht verdeutlicht, dass Menschen in der Schweiz von Diskriminierung aufgrund ihres (zugeschriebenen) Genders, ihrer Identität, ihres Aussehens und/oder ihrer sexuellen Orientierung betroffen sind (Hässler & Eisner, 2020, S. III).

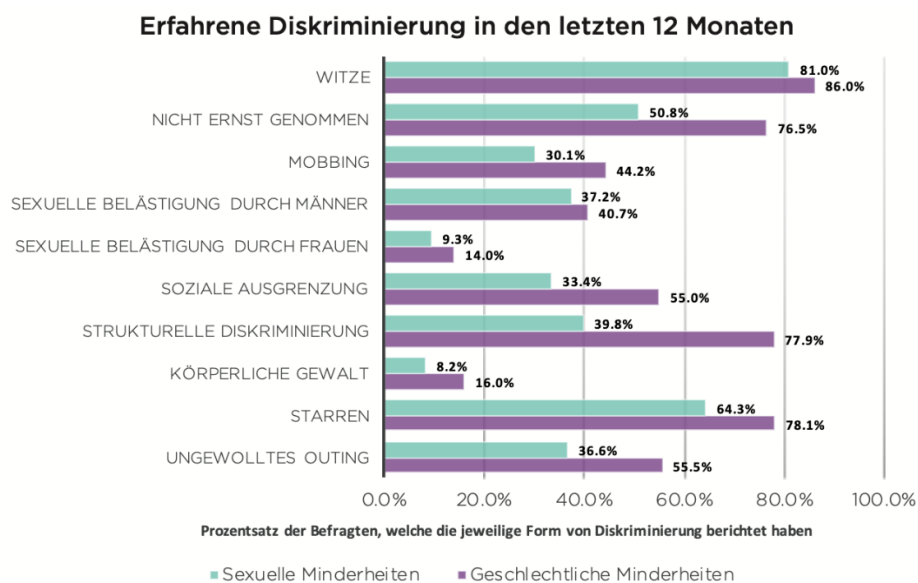


Abbildung 1. Erfahrene Diskriminierung

Quelle: Tabea Hässler und Léila Eisner, 2020, S. 12

Die *Abbildung 1* zeigt Resultate der Befragung von 1'477 Personen, wobei 1'276 Personen zu sexuellen Minderheiten (homosexuelle, bisexuelle, pansexuelle, etc.) und 188 Personen zu geschlechtlichen Minderheiten (trans\*, inter\*, nonbinär, etc.) gezählt werden. 13 Personen zählen sich sowohl zu sexuellen als auch zu geschlechtlichen Minderheiten (Hässler & Eisner, 2020, S. 6). Das Resultat ist gemäss Tabea Hässler und Léila Eisner (2020, S. 2) nicht repräsentativ für die gesamte LGBTIQ+ Population der Schweiz, da Personen, die nicht «geoutet» oder nicht mit LGBTIQ+ Organisationen verbunden sind, mit grosser Wahrscheinlichkeit untervertreten sind.

Die Schweizer Gleichstellungspolitik bleibt in Bewegung. Im Februar 2020 stimmte beispielsweise das schweizerische Stimmvolk einer Erweiterung des Antidiskriminierungsgesetzes zu, mit dem Ziel auch Menschen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung vor Diskriminierung zu schützen. Tabea Hässler und Léila Eisner (2020, S. 21) halten in ihrem Bericht fest, dass der neue Gesetzesartikel lediglich die Angehörigen sexueller Minderheiten schützen kann. Die Angehörigen geschlechtlicher Minderheiten hingegen, werden im Gesetzesartikel nicht benannt.

Auch die Debatte der gleichgeschlechtlichen Ehe in der Schweiz findet seit einigen Jahren statt. Die Bundesversammlung stimmte der «Ehe für alle» zu und verabschiedete im Dezember 2020 die Änderung im Schweizerischen Zivilgesetzbuch<sup>1</sup>. Aufgrund des im April 2021 erfolgreich eingereichten Referendums wird es zu einer Volksabstimmung kommen. Gegner\*innen der gleichgeschlechtlichen Ehe greifen auf naturalistische und essentialistische Argumente<sup>2</sup> zurück. Aus dieser Perspektive gilt es, die zweigeschlechtliche Ehe zu schützen, da sie eine «natürliche» Lebensgemeinschaft darstellt und nur daraus Kinder entstehen können, welche die gesellschaftliche Zukunft sicherstellen.

Themen rund um Gender und Sexualität sind präsent in der Gesellschaft. Der Diskurs rund um Gender und Sexualität ist von heteronormativen Sichtweisen geprägt. Die Heteronormativität basiert auf der Annahme einer «natürlichen» zweigeschlechtlichen Vorstellung von Mann und Frau, die sich sexuell aufeinander beziehen. Alles ausserhalb dieser Annahme gilt als «anders» und «normabweichend». Normen, Ideale und Wertungen werden durch ein heteronormatives Verständnis (re-)produziert. Diese stellen Ein- und Ausschlüsse oder soziale Ungleichheiten her (Czollek et al., 2009, S. 37). Gender und Sexualität gelten als strukturell, da sie einen Einfluss auf die soziale Ordnung haben, welche das gesellschaftliche Leben und Miteinander prägt (Rudolf, 2014, S. 24). Für die Soziale Arbeit sind die Differenzkategorien Gender und Sexualität zentral. Denn sowohl

---

<sup>1</sup> vgl. <https://www.fedlex.admin.ch/eli/fga/2020/2687/de> (abgerufen am 27.05.2021)

<sup>2</sup> vgl. <https://ehefueralle-nein.ch/ehe-fuer-alle-nein-zu-dieser-mogelpackung/> (abgerufen am 27.05.2021)

Sozialarbeiter\*innen als auch Adressat\*innen der Sozialen Arbeit bewegen sich in Herrschaftsverhältnissen, in welchen Differenzkategorien wie Gender und Sexualität zu verminderter Teilhabe und Möglichkeiten in der Gesellschaft führen (Heite, 2010, S. 194). Aus sozialarbeiterischer Sicht sind Differenzen und der Umgang damit somit bedeutend, da Bezüge zu Gerechtigkeit und gesellschaftlicher Teilhabe bestehen (Heite, 2010, S. 193). Gleichzeitig greift die Soziale Arbeit in ihrer Bearbeitung von sozialen Problemen auf unterschiedliche Differenzkategorien zurück. Einerseits ist eine Fokussierung von Differenz nötig, um klar zu machen, wer überhaupt Adressat\*in ist (Mecheril & Melter, 2010, S. 124). Andererseits stellt dieses Vorgehen einen problematischen Bezugsrahmen dar, da die Soziale Arbeit durch Differenzierungen Gefahr läuft, die bestehenden Normen zu (re-)produzieren, anstatt sie zu bearbeiten. Hierbei besteht die Gefahr einer Essentialisierung und Naturalisierung von Differenzen (Mecheril & Melter, 2010, S. 126). Gemäss Melanie Plößer (2010, S. 226) findet eine Auseinandersetzung mit Differenz und deren Konstruiertheit in der Sozialen Arbeit statt, jedoch besteht noch keine ausreichende Reflexion ihrer machtvollen Umgangsweise in der Differenzierungspraxis. Melanie Plößer (2010, S. 226) beschreibt, dass der Fokus häufig auf den sozialen Problemen liegt und dabei Differenzverhältnisse übersehen oder nicht hinterfragt werden, obwohl diese mit den sozialen Problemlagen verknüpft sind.

Die Soziale Arbeit basiert auf Menschenrechten, welche die Grundlage bilden, um alle Menschen und ihre Würde zu schützen. Laut der internationalen Definition Sozialer Arbeit begründen die Menschenrechte überhaupt das Dasein der Sozialen Arbeit (IFSW, 2014, S. 2). Gemäss dem Berufskodex für die Soziale Arbeit Schweiz handeln die Sozialarbeiter\*innen im Sinne der sozialen Gerechtigkeit. Dieser Grundwert verpflichtet die Soziale Arbeit unter anderem Verschiedenheiten anzuerkennen, Diskriminierung zurückzuweisen und ungerechte Praktiken aufzudecken (AvenirSocial, 2010, S. 10–11). Das dritte Mandat nach Silvia Staub-Bernasconi stützt sich auf ethische Richtlinien, die sich aus den Menschenrechten ableiten lassen (Eberlei et al., 2018, S. 14). Im Kontext von sozialen Ungleichheiten, Differenzierungen und Diskriminierung geht es um Normen, Ideale und Zuschreibungen. In Anlehnung an das Verständnis von Silvia Staub-Bernasconi kann die Soziale Arbeit durch das dritte Mandat Normen, Ideale und Zuschreibungen bearbeiten (Micus-Loos, 2013, S. 189). Eine kritische Betrachtung des Umgangs mit Differenz wirft folglich Fragen bezüglich Ungleichheit und Macht auf (Plößer, 2013, S. 200). Gender/Queer Studies beschäftigen sich mit der Analyse und Kritik von Ungleichheit und Macht mit Fokus auf Gender und Sexualität. Dabei werden vor allem Normen und Ausschlussmechanismen betrachtet und kritisiert (Degele, 2008, S. 10, 12). Laut Melanie Plößer (2013, S. 200) können Perspektiven und Ansätze aus den Gender/Queer

Studies Antworten auf sozialarbeiterische Fragen bieten. Zudem beschäftigt sich Gender/Queer Studies mit Differenzkonstruktionen unter Betrachtung von Ungleichheitsverhältnissen, was gemäss Melanie Plößer und Kim-Patrick Sabla (2013, S. 9–10) gewinnbringend für andere Disziplinen sein kann. Es existiert aber nicht *die* Gender oder Queer Theorie, die bedeutend für die Soziale Arbeit sein kann, sondern eine Vielzahl an Ansätzen und Perspektiven von Übertragungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit (Plößer, 2013, S. 200).

## 1.2 Hauptfragestellung und Teilfragen

Diese Bachelorarbeit möchte aufzeigen, was Differenz bedeutet und welche Rolle sie für die Soziale Arbeit spielt. Ausserdem werden Dimensionen und Effekte der Differenzkategorien Gender und Sexualität dargelegt. Weiter geht die Bachelorarbeit auf Inhalte von Gender/Queer Studies ein und beschreibt verschiedene gender- und queertheoretische Perspektiven. Schliesslich beschäftigt sich die Bachelorarbeit mit dem konkreten Umgang mit Differenz. Die Bachelorarbeit soll die verschiedenen Perspektiven der Gender und Queer Studies mit dem Umgang mit Differenz verknüpfen. Im Laufe der Bachelorarbeit werden folgende Fragen beantwortet:

- Welche Differenzkategorien gibt es?
- Was bedeutet Differenz im Kontext Sozialer Arbeit?
- Welche Auswirkungen haben Differenzen?
- Welche Rolle spielen Differenzen für die Soziale Arbeit?
- Wie geht die Soziale Arbeit mit Differenz um?
- Welche Effekte haben die Differenzkategorien Gender und Sexualität?
- Was ist Heteronormativität?
- Was behandeln Gender/Queer Studies?
- Was sind Inhalte der verschiedenen Perspektiven der Gender/Queer Studies?
- Welche Perspektiven auf Umgangsweisen mit Differenz nehmen Ansätze der Gender/Queer Studies ein?

Durch das Behandeln dieser Teilfragen soll im Schlussteil folgende Hauptfragestellung diskutiert und beantwortet werden:

***Inwiefern sind Perspektiven der Gender/Queer Studies anschlussfähig für die Soziale Arbeit im Umgang mit Differenz? Eine Betrachtung am Beispiel der Kategorien Gender und Sexualität.***



### **1.3 Aufbau und Methodik**

Um die genannte Hauptfragestellung zu beantworten, befasst sich diese Bachelorarbeit mit folgenden Themen: Differenz im Kontext Sozialer Arbeit, Dimensionen und Effekte von Gender und Sexualität und mit unterschiedlichen Perspektiven der Gender/Queer Studies. Es wird aufgezeigt, worauf Differenz basiert, wie Differenzierungen funktionieren und welche Differenzkategorien es gibt. Differenz wird dabei aus einer konstruktivistischen Perspektive betrachtet. Der Begriff Subjekt wird anhand des Subjektverständnisses nach Judith Butler erläutert, da die Soziale Arbeit auf Subjektivierung reagiert und diese in Zusammenhang mit Differenz stehen (Plößer, 2014, S. 14). Inwiefern Differenz für die Soziale Arbeit relevant ist und wie diese (re-)produziert werden, ist in einem weiteren Schritt zu klären. Da sich die Bachelorarbeit auf die Kategorien Gender und Sexualität fokussiert, werden die Dimensionen und Effekte dieser zwei Differenzkategorien erläutert. Um die Dimensionen und Effekte zu illustrieren, werden Daten des aktuellen Berichtes des LGBTIQ+ Panel (Hässler & Eisner, 2020) zur Verdeutlichung genutzt. In diesem Kontext ist es zentral, den Begriff Heteronormativität zu definieren und zu erklären. Um schliesslich herauszufinden, inwiefern Perspektiven aus Gender/Queer Studies anschlussfähig für den sozialarbeiterischen Umgang mit Differenzen sind, werden vorerst Gender/Queer Studies allgemein und in einem weiteren Schritt bedeutende Perspektiven behandelt. Mithilfe dieser theoretischen Perspektiven werden Umgangsweisen mit Differenz beschrieben, welche im Schlussteil diskutiert werden. Ziel dieser Bachelorarbeit ist eine theoretische Auseinandersetzung mit Differenz in der Sozialen Arbeit und Perspektiven der Gender/Queer Studies. Diese Arbeit möchte aufzeigen, inwiefern die Perspektiven der Gender/Queer Studies anschlussfähig für den sozialarbeiterischen Umgang mit Differenz sind. Schliesslich besteht das Ziel theoriegestützte Aussagen für die Praxis Sozialer Arbeit zu machen.

### **1.4 Zentrale Begriffe und Schreibweise**

Einige Begriffe werden in Rahmen dieser Arbeit in einfache Anführungszeichen (<...>) gesetzt, um darauf aufmerksam zu machen, dass es sich um eine Konstruktion oder Deutung handelt.

Zudem werden die Vornamen der zitierten Autor\*innen genannt, um den Anteil der Frauen in der Wissenschaft sichtbar zu machen (Becker, 2007, S. 50). Für das Verständnis werden die folgenden vier Begriffe aufgrund ihres Auftretens in der Fragestellung oder aufgrund ihrer zentralen Verwendung in dieser Arbeit erläutert und definiert. Weitere wichtige Begriffe werden in den entsprechenden Kapiteln erklärt.

## **Gender**

Im Englischen wird zwischen «sex», dem biologischen Geschlecht und «gender», dem sozialen und interaktiven Geschlecht unterschieden. In der deutschen Sprache gab es gemäss Wolfgang Funk (2018, S. 19) ursprünglich keine Unterscheidung. Beide Bedeutungen wurden mit «Geschlecht» zusammengefasst. Der Begriff «Gender» wurde dann ins Deutsche übertragen und verweist beim Gebrauch auf den Vorgang, also «X *verhält* oder *bezeichnet sich* als Frau oder Mann», während der Begriffsgebrauch von «Geschlecht» eine Beschreibung des Zustandes im Sinne von «X *ist* eine Frau oder Mann» vornimmt (Funk, 2018, S. 19). Im Rahmen dieser Bachelorarbeit wird eine konstruktivistische Sicht eingenommen und eine naturalisierende, essentialistische Annahme von Geschlecht ausgeschlossen. Daher ist von «Gender» anstatt «Geschlecht» die Rede.

## **LGBTIQ+**

LGBTIQ+ ist ein Sammelbegriff für alle Menschen, die sich nicht als heterosexuell oder Cis bezeichnen. Cis beschreibt Menschen, die sich mit dem anatomisch bei der Geburt erkannten Geschlecht identifizieren. Die Buchstaben des Sammelbegriff LGBTIQ+ stehen in der deutschen Übersetzung für Lesbische, Schwule, Bisexuelle, trans\* Idente, inter\* Geschlechtliche und Queers. Das «+» sowie das «\*» unterstreichen die Unabgeschlossenheit der Lebensweisen und Identitäten (Hässler & Eisner, 2020, S. V–VI).

## **Queer**

Aus der englischen Übersetzung bedeutet «queer» eigenartig, seltsam oder komisch. «Queer» galt als Schimpfwort für Menschen, die nicht den zweigeschlechtlichen und heterosexuellen Normen entsprachen, bis die Bezeichnung zu Beginn der 1990er Jahre von homosexuellen Schwarzen und homosexuellen Menschen of Colour positiv angeeignet wurde. So etablierte sich im politischen Aktivismus der Begriff (Perko, 2014, S. 8). Gudrun Perko (2014, S. 8) deutet «queer» als einen politisch-strategischen Oberbegriff, der auf die Vielfalt an Gender und Lebensweisen hinweist und gleichzeitig die gesellschaftlichen Normen kritisiert.

## **Differenz**

«Differenz» stammt vom lateinischen Begriff «differentia» ab und bedeutet Verschiedenheit<sup>3</sup>. Der Begriff «Differenz» in der Sozialen Arbeit wird diskursiv verhandelt. Im Rahmen dieser Arbeit wird eine sozialkonstruktivistische und poststrukturalistische Perspektive auf «Differenz» eingenommen. Demnach versteht sich «Differenz» als konstruiert. Poststrukturalistisch gedacht, konstruiert sich die Differenzkonstruktion durch Wiederholungen und wird stetig neu (re-)produziert. Paul Mecheril und Claus Melter (2010, S. 128)

---

<sup>3</sup> vgl. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Differenz> (abgerufen am 27.05.2021)

definieren «Differenz» als Effekt sozialer Unterscheidungspraxis. Die Differenzierungspraxis ist durch historische und gesellschaftliche Verhältnisse und Normen geprägt. Wie die Arbeitsgruppe Inter Kultur (2010, S. 17) beschreibt, entsteht bei der Behandlung von Differenz ein Dilemma. Einerseits ist die Auseinandersetzung gewinnbringend, da mit Konstruktionen blinde Flecken und Kategorisierungen thematisiert werden können. Andererseits werden während der Auseinandersetzung Differenzkategorien (re-)produziert und blinde Flecken erst hergestellt.

## 2 Differenz

Um festzustellen, welche Rolle Differenz in der Sozialen Arbeit spielt und wie die Soziale Arbeit mit Differenz im Sinne der ‹Andersheit› umgeht, wird im folgenden Kapitel der Begriff Differenz im Kontext Sozialer Arbeit grundsätzlich betrachtet. ‹Andersheit› beschreibt in diesem Kontext den Prozess des *Othering* (dt. ‹andersartig Machens›). Beim *Othering* geht es um eine Abgrenzung und Distanzierung durch die negative Markierung ‹anders› (quix – kollektiv für kritische Bildungsarbeit, 2016). Im Weiteren (Kapitel 2.2) werden zusätzlich die Differenzkategorien Sexualität und Gender beschrieben und ihre Dimensionen und Auswirkungen dargelegt.

### 2.1 Differenz im Kontext Sozialer Arbeit

Differenz basiert auf Kategorisierungen, welche die menschliche Wahrnehmung prägen. Um sich zugehörig zu fühlen, greift der Mensch auf Kategorien zurück. Dem Menschen ist aufgrund Differenzierungen bewusst, wer zu einer gewissen Gemeinschaft oder Gruppe gehört und wer eben nicht. Differenzkategorien funktionieren meist binär durch entweder/oder Kriterien – durch ein ‹uns› und die ‹Anderen›, etwas ‹Normales› und ‹Abnormales› oder ‹das Richtige› und ‹das Falsche› (Bernstein & Inowlocki, 2015, S. 15–16).

*Tabelle 1.* 13 bipolare hierarchische Differenzlinien

Kategorie	Grunddualismus
Geschlecht	Männlich – weiblich
Sexualität	hetero – homo
„Rasse“/Hautfarbe	weiß – schwarz
Ethnizität	Dominante Gruppe – ethnische Minderheit(en) = nicht ethnisch – ethnisch
Nation/Staat	Angehörige – Nicht-Angehörige
Klasse	oben – unten, etabliert – nicht etabliert
Kultur	„zivilisiert“ – „unzivilisiert“
Gesundheit	nicht-behindert – behindert
Alter	Erwachsene – Kinder, alt – jung
Sesshaftigkeit/Herkunft	sesshaft – nomadisch/angestammt – zugewandert
Besitz	reich/wohlhabend – arm
Nord – Süd/Ost – West	the West – the rest
Gesellschaftlicher Entwicklungsstand	modern – traditionell (fortschrittlich – rückständig, entwickelt – nicht entwickelt)

Quelle: Lutz & Wenning, 2001, S. 20

Die *Tabelle 1* nach Helma Lutz und Norbert Wenning (2001, S. 20) zeigt 13 exemplarische Differenzkategorien auf. Wobei die Grunddualismen hierarchisch funktionieren. Die

zuerst aufgeführte Kategorie (‹männlich›, ‹hetero› etc.) gilt als Norm und die zweite Kategorie als Abweichung (‹weiblich›, ‹homo› etc.). Die exemplarische Aufzählung ist nicht abschliessend (Lutz & Wenning, 2001). Helma Lutz und Norbert Wenning (2001, S. 21) beschreiben die Differenzlinien als sozial konstruiert und ihre Beziehung zueinander als Grundlage der gesellschaftlichen Struktur und Ordnung. Die Kategorien, auf welche sich Menschen beziehen, scheinen natürlich, da sie durch Alltagswissen und Sprache verinnerlicht werden und Handlungsorientierung bieten. Durch die Naturalisierung des Alltagswissens und -denkens bildet sich die Vorstellung einer sozialen und gesellschaftlichen Ordnung, die als objektiv betrachtet wird. Machthierarchien und soziale Ungleichheiten zwischen sozialen Gruppen sind Teil der konstruierten Ordnung (Bernstein & Inowlocki, 2015, S. 16).

Die Soziale Arbeit reagiert auf Subjektivierungsweisen, die als ‹sozial problematisch› gelten und versucht diese zu beeinflussen (Plößer, 2014, S. 14). Subjektivierung ist gemäss Judith Butler (1991, S. 38) der Prozess der Unterwerfung und gleichzeitiger Subjektwerdung. Denn das Individuum, das als Subjekt wahrgenommen werden möchte, muss sich in Anlehnung an Judith Butlers (1991, S. 38) Verständnis an die vorgängigen Normen halten und sich den Normen entsprechend verhalten. Hierbei ist die Rede von einer Unterwerfung gegenüber Normen im Prozess des Subjekt-Werdens (Butler, 1991, S. 38). Dies bedeutet, dass Subjekte, die sich nicht den Normen entsprechend verhalten, als ‹anders› oder ‹problematisch› markiert werden. Normen dienen in diesem Prozess der ‹Normalisierung› und die Anerkennung der Subjekte ist demnach abhängig von bestehenden Normen (Plößer, 2014, S. 15). Durch die Differenzierung anhand der Markierung ‹anders› oder ‹problematisch› entstehen Gruppen mit Titeln wie ‹die Lesben›, welche von Ausschlüssen oder Abwertungen geprägt sind (Plößer, 2014, S. 16).

Durch die Entscheidung wer Adressat\*in Sozialer Arbeit ist und wer nicht, (re-)produziert die Soziale Arbeit den Grunddualismus der Differenzkategorien. Die Soziale Arbeit reagiert also auf Differenz in deren Bearbeitung. Themen rund um den Umgang mit Differenz sind daher grundlegend für die Soziale Arbeit.

Soziale Differenzen wie ‹Armut› oder ‹Desintegration›, beziehungsweise die Existenz von Menschen, die gesellschaftlich als ‹arm› und ‹nicht integriert› gelten, legitimieren Angebote und Interventionen Sozialer Arbeit. Differenzen ermöglich(t)en zudem die institutionelle Entstehung Sozialer Arbeit seit dem 19. Jahrhundert. In der Sozialen Arbeit impliziert Differenz im Kontext von Adressat\*innengruppen oder Interventionen stets ein gewisses Mass an Normalisierung (Kessl & Plößer, 2010, S. 7). Fabian Kessl und Melanie Plößer (2010, S. 8) beschreiben das fundamentale Dilemma der Sozialen Arbeit in der (Re-)Produktion von Differenz. Bei Differenzierungen greift die Soziale Arbeit auf

bestehende Normen zurück. Die Bearbeitung von Differenz beabsichtigt bei erfolgreicher Intervention, dass der\*die Adressat\*in weniger ‹anders› ist als zuvor und dadurch Integration erfährt. Dies ist ein machtvoller Prozess, da Adressat\*innen auf die bestehenden Normen hin angepasst werden und Adressat\*innen dadurch überhaupt zu den ‹Anderen› produziert und ‹normalisiert› werden (Kessl & Plößer, 2010, S. 8). Die Soziale Arbeit reagiert also einerseits auf Differenz, andererseits (re-)produziert sie Differenz und die damit verbundenen Normen. Da Differenzierungen Ein- und Ausschlüsse nach sich ziehen, ist auch die Soziale Arbeit aktiv an gesellschaftlichen Ein- und Ausschlüssen beteiligt (Plößer, 2010, S. 218). Umfänglich auf Differenz zu verzichten, ist gemäss Fabian Kessl und Melanie Plößer (2010, S. 7) nicht realistisch für die Soziale Arbeit, da Differenz als Ausgangspunkt sozialarbeiterischen Handelns gilt. Catrin Heite (2010, S. 193) hält fest, dass vielmehr ein verantwortungsbewusster und fachlicher Umgang mit Differenz erwartet werden muss.

Wie Fabian Kessl und Melanie Plößer beschreiben, besteht zusammenfassend ein Spannungsfeld in der Sozialen Arbeit zwischen Normalisierung und (Re-)Produktion von Normen und der Normkritik. Zudem zeigt Melanie Plößer auf, dass die Soziale Arbeit durch ihre Praxis im Umgang mit Differenz über Macht verfügt, indem sie beispielsweise an Ein- und Ausschlüssen beteiligt ist. Judith Butler bringt durch ihr Subjektverständnis eine Perspektive für die Soziale Arbeit ein, die aufzeigt, dass auch in der Subjekt-Werdung Normen und Normalisierungspraxen eine zentrale Rolle spielen.

## **2.2 Dimensionen und Effekte von Gender und Sexualität**

Gender und Genderdifferenz gelten gesellschaftlich und rechtlich als hoch relevant (Lembke, 2014, S. 18). Die gesellschaftlich konstruierte Genderdifferenz ist meist mit Bewertungen verbunden und spiegelt sich in vorherrschenden Machtverhältnissen wider (Czollek et al., 2009, S. 11). Die Omnipräsenz und Wichtigkeit der Thematik wird deutlich, da Genderdifferenz in jeglichen Bereichen des sozialen Lebens wirkt und somit gesellschaftliche Räume strukturiert (Rose, 2007, S. 45). Gender/Queer Studies greifen im Kontext der Sexualität auf Aussagen des Philosophen und Historikers Michel Foucault zurück. Michel Foucault beschreibt Sexualität als ein konstruiertes Produkt aus dem medizinisch-psychiatrischen Diskurs im 19. Jahrhundert. Viele Jahre galt Homosexualität als Strafbestand und als ‹unnatürlich› (Foucault, 1983, zitiert nach Degele, 2008, S. 84-85). Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich das Identitätskonzept Michel Foucaults durch. Identität besteht dabei nicht nur aus eigenen Handlungen, sondern wird auch dadurch bestimmt, wie andere die Person wahrnehmen (sollen) und wie andere wahrgenommen werden. Sexualität als Identität beschreibt ein Selbstverständnis vom Menschen, der nicht nur bi-, homo- oder heterosexuell *handelt*, sondern auch bi-, homo-

oder heterosexuell *ist*. Die Identität funktioniert zudem auch über Abgrenzung und Differenzierung zum *anderen*. Das Wissen darüber, was er\*sie *nicht* ist, hilft zu wissen, was er\*sie sein könnte oder ist (Foucault, 1983, zitiert nach Degele, 2008, S. 84-85). Die Wichtigkeit der Abgrenzung wird auch anhand des Entstehungskontextes der Sexualitätskategorien verdeutlicht. Denn die Kategorie Heterosexualität entstand um das Jahr 1880, erst ein Jahrzehnt nach der Entstehung der Kategorie Homosexualität – als Abgrenzung zur Abweichung (Degele, 2008, S. 86).

Während der Antike wurden Gender und Sexualität als *gottgegebene* oder *natürliche* Ursachen von sozialen Ungleichheiten betrachtet (Burzan, 2011, S. 8). Soziale Ungleichheiten sind laut Albert Scherr (2014, S. 7) vorhanden, wenn Individuen oder Gruppen aufgrund bestimmter sozialer Differenz(-en) begünstigt oder benachteiligt werden. Detlef Krause (2020, S. 812) definiert den Begriff soziale Ungleichheiten als jegliche Art verschiedener Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe. Relevant dabei ist die Verfügung über gesellschaftlich Ressourcen, die Teilhabe ermöglichen. Das zugeschriebene, angenommene oder vermeintlich verkörperte Gender ist noch heute mit sozialen und rechtlichen Unterscheidungen verbunden, welche soziale Ungleichheiten und Folgen wie soziale Exklusion, erschwerter Zugang zu Ressourcen, Ausschluss der Teilhabe oder Lohnungleichheit beeinflussen (Lembke, 2014, S. 18–19). Nicole Burzan (2011, S. 7) hält fest, dass es bei sozialen Ungleichheiten nicht um *Andersartigkeit* und Differenz geht, sondern um die ungleich verteilten Lebenschancen aufgrund von Differenz. Exemplare für soziale Ungleichheiten sind unterschiedliche Einkommen für gleiche Arbeit/gleicher Bildungsstand oder unterschiedliche Chancen aufgrund von Gender (Burzan, 2011, S. 7). Aus konstruktivistischer Sicht ist der *gottgegebene* Grund für Differenz, die zu sozialen Ungleichheiten führen kann, nicht mehr Konsens (Burzan, 2011, S. 8). *Natürliche* Annahmen von Differenzen wie Gender oder *race*<sup>4</sup> werden in der Sozialen Arbeit und anderen Sozialwissenschaften aus poststrukturalistischen und konstruktivistischen Perspektiven abgelehnt (Hoffarth & Machold, 2010, S. 18). Auf die *natürlichen* Erklärungen der Differenz wird jedoch im Alltag und in anderen Bereichen und Disziplinen wie der Entwicklungspsychologie, Biologie, Religion oder Medizin noch immer zurückgegriffen (Wetterer, 2010, S. 130). Eine biologistische Erklärung für Genderdifferenz wirkt aus alltagstheoretischer Perspektive plausibel. Die Sichtbarkeit körperlicher Unterschiede impliziert, dass es etwas mit Biologie zu tun haben muss. Der Effekt der biologistischen Erklärung (Unterschiede im Hormonhaushalt, Ausstattung oder

---

<sup>4</sup> Der englische Begriff wird verwendet, um die biologistische und faschistische Konnotation des deutschen Begriffs zu vermeiden. *«race»* wird zudem kursiv geschrieben, um auf den Konstruktionscharakter hinzuweisen (quix – kollektiv für kritische Bildungsarbeit, 2016).

Leistungsfähigkeit) ist die Verteilung von gesellschaftlichen Aufgaben und Statuspositionen. Die Frage nach der biologischen Determinierung von Gender wird bis dato zwischen den unterschiedlichen Disziplinen ungleich beantwortet (Rose, 2015, S. 64). Während zum Beispiel die Biologie Geschlecht als determiniert betrachtet, behandeln konstruktivistische und gender- und queertheoretische Sichtweisen den Begriff Gender als veränderbar und als Effekt gesellschaftlicher und normierender Sozialisationsprozesse (Rose, 2015, S. 65). Nicole Burzan (2011, S. 7) greift die konstruktivistische Perspektive auf und deutet Ursachen und Merkmale sozialer Ungleichheit als gesellschaftlich abhängig, zeitlich variabel und somit veränderbar. Soziale Ungleichheit ist folglich eine gesellschaftliche, subjektive Konstruktion, die an den historischen und gesellschaftlichen Kontext gebunden ist (Burzan, 2011, S. 7–8). Gender kann dabei den strukturellen Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen bestimmen (Ehlert, 2012, S. 15). Ein weiterer Effekt der Differenzkategorien Gender und Sexualität können Diskriminierungen sein, denn im Diskriminierungskontext wird auf Differenzkategorien zurückgegriffen (Rudolf, 2014, S. 24). Menschen werden aufgrund ihrer tatsächlichen oder zugeschriebenen Kategorie oder sozialen Gruppe diskriminiert (Bernstein & Inowlocki, 2015, S. 23). Im Bericht zum Monitoring LGBTQ+-feindlicher Diskriminierung und Gewalt (2018-2019) werden ebenfalls die Differenzkategorien als (Mit-)Grund von Gewalt und Diskriminierung, sogenannte Hate Crimes (dt. Hass Delikte), genannt. Die bestehende hierarchische Struktur basierend auf Differenzen ist ein wichtiger Aspekt und Grund für Hate Crimes gegen LGBTQ+, da aus der Perspektive der LGBTQ+-feindlichen Personen die bestehende soziale und gesellschaftliche Ordnung und Hierarchie bewahrt werden soll. Da LGBTQ+ nicht den gesellschaftlichen Idealen und Normen entsprechen, werden sie als die sogenannte «Anderen» konstruiert. Gewaltausübende oder ausschliessende Menschen sehen in LGBTQ+ eine Gefahr für die bestehende normgeprägte Sozialstruktur (Pink Cross et al., 2020, S. 7). Als einen weiteren Grund für Hate Crimes gegen LGBTQ+ wird im Bericht die institutionelle Diskriminierung genannt. Institutionelle und strukturelle Diskriminierung können zu Hate Crimes führen, da zum Beispiel diskriminierende Gesetze Hass und Angst in einer Gesellschaft produzieren oder legitimieren. Zudem fördert die Unsichtbarmachung von Hate Crimes, also fehlende transparente Zahlen und Fakten, weitere Hate Crimes, weil sie selten Konsequenzen nach sich ziehen (Pink Cross et al., 2020, S. 7). Etwa 64 Prozent der von 2018 bis 2019 gemeldeten Hate Crimes geschahen im öffentlichen Raum wie auf der Strasse oder im öffentlichen Verkehr (Pink Cross et al., 2020, S. 13).

Menschenrechte dienen der Durchsetzung eines selbstbestimmten Lebens durch Freiheit und Gleichheit. Durch bestimmte gesellschaftlich konstruierte Kategorien und



Differenzierungen, welche Ungleichbehandlung, Ausschluss oder Unterdrückung zur Folge haben, sind Diskriminierungsverbote in den Menschenrechten entstanden (Rudolf, 2014, S. 24). Gemäss Albert Scherr (2014, S. V) bietet das menschenrechtliche Diskriminierungsverbot jedoch nicht genügend Schutz, da faktisch Diskriminierung immer noch verbreitet stattfindet. Ein Erklärungsansatz, den Albert Scherr (2014, S. V–VI) aufgreift, ist, dass Diskriminierung nicht ausreichend gedeutet wird. Eine umfassendere Analyse von Diskriminierung ist notwendig. Um Diskriminierung effizient zu bekämpfen, spricht auch Beate Rudolf (2014, S.46) von einer kritischen Betrachtung der Menschenrechte und fordert dabei einen Fokus auf das zweigeschlechtliche und heteronormative Verständnis, welches für mehr Schutz durchbrochen werden muss.

Die Heteronormativität ist eine prägende Dimension von Gender und Sexualität. Sie beschreibt die Weltanschauung eines binären und essentialistischen Verständnisses von Gender, in welchem die Kategorien «Mann» und «Frau» als Normen gelten. Heteronormativität basiert auf gesellschaftlichen als «normal» anerkannten Normen in Bezug auf Gender, Körperlichkeit und Sexualität. Die Heteronormativität definiert, welche Geschlechtsidentitäten und sexuelle Orientierungen als «normal» gelten (Czollek et al., 2009, S. 37). So gilt die Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als naturgegeben und dementsprechend als «natürlich» und «normal» (Degele, 2008, S. 21). Das biologische Geschlecht impliziert durch das heteronormative Verständnis die Geschlechtsidentität und die sexuelle Orientierung. Effekt dieser Annahmen ist, dass sie die gesellschaftlichen Strukturen und Denk- und Wahrnehmungsmuster prägen, welche die Heteronormativität normalisieren und vor allem privilegieren (Degele, 2008, S. 88–89). Das Konzept der Heteronormativität verdeutlicht, inwiefern die Kategorien Gender und Sexualität aneinandergelockt sind. Denn sexuelle und geschlechtliche Normen bedingen sich gegenseitig und sind vielschichtig miteinander verwoben (Çetin & Grigowski, 2016, S. 347). Günter Burkart (2011, S. 39–40) beschreibt die Problematik anhand der Naturalisierung. Wenn Gender, begründet durch die biologische Reproduktion, zweigeschlechtlich naturalisiert wird, so gilt die heterosexuelle Beziehung und Sexualität ebenfalls als natürlich. In Anlehnung an das heteronormative Verständnis wird Sexualität anhand des biologischen Geschlechtes (*sex*) hergeleitet.

Ulrike Lembke (2014, S. 19) kritisiert, dass der Menschenrechtsdiskurs heteronormativ und cis-männlich geprägt ist. Der Fokus im Diskurs liegt auf Lebenswirklichkeiten von Cis-Männern und es dominiert die Annahme, dass es lediglich zwei Geschlechter gibt, die sich sexuell aufeinander beziehen (Lembke, 2014, S. 19). Gender/Queer Studies verändern den Menschenrechtsdiskurs durch ihre Ansätze und Theorien. Gendergerechtere Lösungen werden durch Gender/Queer Studies gefördert (Rudolf, 2014, S. 27).

### 3 Gender/Queer Studies

Gender Studies sind transdisziplinäre Studien, die der Analyse von Genderverhältnissen dienen, sich mit Machtverhältnissen auseinandersetzen und eine politische und gesellschaftliche Gleichstellung jeglicher Genderidentitäten anstreben. Gender Studies entwickelten sich in den 1970er-Jahren aus der Frauenforschung heraus (Czollek et al., 2009, S. 17). Zentrale Aufgaben von Gender Studies sind unter anderem genderspezifische soziale Ungleichheiten zu analysieren und Gesellschaftsstrukturen mit Blick auf Gender zu betrachten (Czollek et al., 2009, S. 19). Durch die Annahme, dass das soziale Geschlecht (*gender*) konstruiert ist, beschäftigen sich Gender Studies mit der Konstruktion und Dekonstruktion von Gender. Einerseits werden Konstruktionen erläutert und benannt und andererseits werden diese dekonstruiert und verändert (Czollek et al., 2009, S. 20). Queer Studies entstanden in den 1990er-Jahren aus dem philosophischen und literaturwissenschaftlichen Kontext des französischen Poststrukturalismus (Degele, 2008, S. 10). Teresa de Lauretis prägte 1991 die wissenschaftliche Dimension, indem sie durch die *Queer Theory* die Möglichkeit schuf, kategoriale und identitätspolitische Eingrenzungen zu überwinden. Queer verstand sich als politische Sichtbarmachung und Kritik der Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit (Plößler, 2014, S. 8). Zentral in Queer Studies ist der Prozess der Entnaturalisierung der Dinge. Dass beispielsweise die heterosexuelle Sexualität als normal angesehen und in einem weiteren Schritt mit Natürlichkeit verbunden wird, ist aus queertheoretischer Perspektive aufzulösen. Dies gilt auch für andere Kontexte wie beispielweise *Weisssein*<sup>5</sup> oder (Nicht-)Behinderung (Degele, 2008, S. 52). Ziele von queertheoretischen Konzepten sind, Herrschaften und Normen zu kritisieren, Vielfalt anzuerkennen, politische Gleichheit zu schaffen, eindeutige Identitäten aufzulösen und Kategorien und Normalität(-en) zu dekonstruieren (Perko, 2014, S. 8).

Während der Zeit der Theorieentstehung gab es eine klare Trennung von Gender und Queer Studies. Gender Studies befassten sich mit Themen rund um Gender und Queer Studies waren für Sexualität zuständig. In Anlehnung an Nina Degeles Lesart (2008, S. 11) werden die beiden Richtungen mehr verbindend als getrennt betrachtet. Queer Studies beschäftigen sich mit mehr als nur Abweichungen von Heterosexualität – die Analyse und Kritik von Normen und Kategorien sind ebenso Gegenstand von Queer Studies. Nina Degele (2008, S. 12) beschreibt in der Verbindung von Gender und Queer Studies ein Konzept der Verunsicherung, das historisch betrachtet aus der Entwicklung der

---

<sup>5</sup> *Weiss(sein)* bezeichnet keine biologische Eigenschaft oder Hautfarbe. Daher wird *Weiss(sein)* kursiv geschrieben, um auf die politische und konstruierte Dimension hinzuweisen (quix – kollektiv für kritische Bildungsarbeit, 2016)

Soziologie stammt. Die Soziologie wird dabei als Verunsicherungs- und Modernisierungswissenschaft betrachtet, da Modernisierungen durch strukturelle Veränderungen in der Gesellschaft stets mit Verunsicherungen verbunden waren und die Soziologie Antworten gab. Sowohl Gender- als auch Queer Studies beschäftigen sich mit der Analyse und Kritik von Ungleichheit und Macht im Kontext von Gender und Sexualität (Degele, 2008, S. 10, 12).

Da die vorliegende Arbeit auf die Perspektiven und Ansätze von Gender *und* Queer Studies fokussiert und sich die beiden Theorien nicht klar trennen lassen, ist in dieser Arbeit zusammenfassend von Gender/Queer Studies die Rede.

Gender/Queer Studies lassen sich nicht als eine einheitliche Theoriebildung beschreiben. In Anlehnung an Nina Degeles Verständnis (2008, S. 14) bilden drei unterschiedliche Strömungen den historischen Bezugsrahmen und stellen die theoretischen Perspektiven für Gender/Queer Studies dar: die strukturorientierte Gesellschaftskritik, der interaktionistische Konstruktivismus und der diskurstheoretische Dekonstruktivismus. Nina Degele (2008, S. 20–21) betont, dass es sich um grobe Zuordnungen handelt, die sich auch überschneiden und aufeinander Bezug nehmen können. Dies zeigt auf, dass sich Perspektiven aus Gender/Queer Studies schwer eingrenzen lassen und auch über die im Folgenden näher beschriebenen drei Perspektiven der Strömungen hinaus gehen.

### **3.1 Strukturorientierte gesellschaftskritische Perspektive**

Dass Gender naturalisiert und kategorisiert wird, ist ein historisches Phänomen. Anhand wissenschaftlich belegter Unterschiede zwischen Mann und Frau wurden bereits im 18. Jahrhundert Charaktereigenschaften genderbezogen festgehalten. Wie ein Mann oder eine Frau sein soll, war demnach «naturegegeben» (Maihofer, 1995, S. 24–25). Im weiteren Verlauf der Geschichte manifestierte sich das Ungleichverhältnis von Mann und Frau. Dies zeigt sich beispielsweise während der Aufklärung, als «Weiblichkeit» als die dunkle Seite der Menschheit beschrieben wurden oder im Zuge der Modernisierung, als ausschliesslich Männer in den Fokus bei Würdigung von Leistungen rückten. Die Frau wurde aus medizinischer Sicht als ungleich zum männlichen Körper beschrieben – sie galt als Abweichung des männlichen Körpers (Degele, 2008, S. 61). In Anlehnung an Andrea Maihofer (1995, S. 20) gilt Genderdifferenz als Effekt der gesellschaftlichen Diskurse sowie Erfindung psychiatrischer, medizinischer, politischer und biologischer Diskurse. Die strukturorientierte Gesellschaftskritik entstand aus der Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre heraus (Degele, 2008, S. 17). Gemäss Günter Burkart (2011, S. 31) steht die strukturelle Eigenschaft der Genderungleichheit im Fokus der strukturorientierten Gesellschaftskritik. Dabei werden Zusammenhänge zwischen den

bestehenden Gesellschaftsverhältnissen wie Macht, Sozialstruktur, Arbeit und Genderverhältnisse analysiert. Die Frage, mit welcher sich die strukturorientierte Gesellschaftskritik befasst, lautet: Welche gesellschaftlichen Strukturen beeinflussen Genderverhältnisse? Gender wird in dieser Perspektive als ein (sozial)strukturelles Phänomen betrachtet (Burkart, 2011, S. 31). Der Faktor Arbeit ist in der strukturorientierten Gesellschaftskritik ein zentrales Thema. So kam durch die Frauenbewegung die Verbindung von Kapitalismus mit dem Patriarchalismus zu Stande, die sich gegenseitig bedingen, da jede Erwerbsarbeit unbezahlte (weibliche) Versorgungsarbeit bedingt (Degele, 2008, S. 64). Historisch betrachtet hat sich in der Gleichstellung viel bewegt und verändert, jedoch sind gemäss Lotte Rose (2007, S. 19) in der heutigen Zeit noch immer Genderungleichheiten zu verzeichnen. Biologische Unterschiede werden auf soziale Benachteiligungen übertragen und begründen so Ideologisierungen (Degele, 2008, S. 63).

Das Konzept der doppelten Vergesellschaftung der Soziologin Regina Becker-Schmidt (2010) beschäftigt sich mit der Ideologisierung und Abwertung der Frauen(arbeit). Das Konzept basiert auf einer Studie der 1980er Jahre, in welcher Fabrikarbeiterinnen zu ihrer Doppelrolle (Arbeiterin und Mutter) befragt wurden (Becker-Schmidt, 2010, S. 66). Die einfache (männliche) Vergesellschaftung stellt die Einbindung über eine Produktionssphäre in Form der Erwerbsarbeit dar. Die doppelte Vergesellschaftung beinhaltet die doppelte Einbindung der Frauen in Produktions- und zusätzlich in Reproduktionssphären (Hausarbeit) (Burkart, 2011, S. 32). Im Sinne der doppelten Vergesellschaftung werden Frauen doppelt benachteiligt (Becker-Schmidt, 2010, S. 67). Einerseits erschwert die ideologische Verpflichtung der unbezahlten Versorgungsarbeit ihnen den Zugang zur Erwerbsarbeit, andererseits werden Frauen auf dem Arbeitsmarkt schlechter bewertet als Männer. Dieses weibliche Dilemma zeigt auf, dass Einschränkungen für Frauen bei der Entscheidung zwischen Erwerbsarbeit und unbezahlter Versorgungsarbeit entstehen, welche nicht zu vermeiden sind. Egal wofür sie sich entscheiden, entstehen Nachteile und bei einer doppelten Einbindung in die Gesellschaft durch Erwerbs- und Versorgungsarbeit sind sie oftmals von Überbelastung und doppelter Diskriminierung betroffen. Gemäss Regina Becker-Schmidt (2010, S. 67) zeigt dieses Dilemma auf, dass die soziale Integration der Frauen zu ihren eigenen Lasten führt. Zudem profitiert die gesamte männliche Gesellschaft davon, da Frauen die Regeneration und Sozialisation ohne Einkommen sicherstellen und Männer währenddessen keine Doppelbelastung erfahren und auf dem Arbeitsmarkt bevorzugt werden (Becker-Schmidt, 2010, S. 72). Das Konzept der doppelten Vergesellschaftung trug dazu bei, dass Gender als Strukturkategorie verstanden werden kann. Denn das Konzept zeigt auf, dass strukturelle Benachteiligung von Gender beeinflusst wird. Dies bedeutet, dass Gender die Ursache

sozialer Ungleichheit sein kann und Status und Lebenschancen genderbedingt zugewiesen werden. Folglich sind Macht- und Gesellschaftsstrukturen von Gender geprägt (Bublitz, 2016, S. 108). Strukturkategorien verstehen sich auch gemäss Gudrun Ehlert (2012, S. 15) als ein Prinzip der Bildung von Hierarchie- und Gesellschaftsstrukturen. Gender bestimmt folglich den strukturellen Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen.

Die Auseinandersetzung mit der sozialen Konstruktion von Gender und somit die *sex/gender* Debatte dauert bereits über dreissig Jahre an. Die Trennung von *sex* und *gender* gilt als sehr bedeutend für feministische Theoriebildung, stammt jedoch aus dem medizinischen Bereich im Kontext der Behandlung von trans\* und inter\* Menschen in den 1960er Jahren (Stoller, 1968, zitiert nach Degele, 2008, S. 67). Somit gilt in der feministischen Theorie seit den 1970er Jahren *gender* nicht als Konsequenz von *sex*. *Gender* basiert auf der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Differenz und Zuordnung, *sex* hingegen beschreibt das biologische, anatomische Geschlecht. Die Anerkennung von *gender* als sozial konstruiert war bedeutend für die Frauenforschung und -bewegung. Besonders für die Diskussionen rund um Macht und Hierarchie, denn *gender* galt nun als veränderbar und nicht «naturegegeben» (Degele, 2008, S. 66–67). Hannelore Bublitz (2016, S. 111) kritisiert an der *sex/gender* Unterscheidung, dass die biologistische Grundlage von *sex* und die klare Trennung von Natur (*sex*) und Gesellschaft (*gender*) unangetastet blieb. Die feministische Theorie reproduzierte somit anhand der biologischen Differenz (*sex*) die Verfestigung der genderspezifischen negativen Effekte, die durch Alltagswissen geprägt sind (Bublitz, 2016, S. 111). Cornelia Klinger (1995, S. 90) übt weitere Kritik an der *sex/gender* Unterscheidung aus, indem sie feststellt, dass die naturalistische Dimension der Kategorie *sex* zwar benannt wird, das Konzept jedoch keine Beeinflussung von *sex* auf *gender* festhält. *Sex* gilt als unveränderbar, was in Anlehnung an Cornelia Klinger (1995, S. 91) kritisiert wird. Auch Judith Butler kritisiert in ihrem Werk *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) die Unterscheidung und fordert einen kritischen Blick, da die Unterscheidung Probleme erzeugt und *gender* naturalisiert wird.

Soziologin Ursula Pasero (1995) nimmt in der gesellschaftskritischen Perspektive einen anderen kritischen Standpunkt ein. Ursula Pasero (1995, S. 50) plädiert für eine Dethematisierung von Gender. Dabei bezieht sie sich auf Ansätze von Niklas Luhmanns Systemtheorie (Degele, 2008, S. 70). Denn aus systemtheoretischer Perspektive spielt Gender keine zentrale Rolle mehr und fungiert sekundär (Luhmann, 1988, S. 47). Niklas Luhmanns These hängt mit der Aufklärung und den Erfolgen der Frauenbewegungen zusammen (Degele, 2008). Gemäss Ursula Pasero (1995, S. 59) verliert die Kategorie Gender an Bedeutung. Sie beschäftigt sich mit der Abschwächung und Neutralisierung

der Thematisierung und mit der Frage, ob es zeitgemäss ist, Gender in seiner Differenzkategorie noch als Leitdifferenz zu behandeln und verweist dabei auf den sozialen Wandel der Gesellschaft (Pasero, 1995, S. 59–60).

Die Soziologin Gudrun-Axeli Knapp lehnt Paseros Kritik ab. Gudrun-Axeli Knapp (2001, S. 57) kritisiert die Dethematisierung, da die Argumente von Bedeutungsverlust in Anlehnung an Ursula Pasero nicht genügend ausgeführt werden. Die Aspekte der Begründung einer Dethematisierung sind laut Gudrun-Axeli Knapp (2001, S. 66) zu grob, unreflektiert und abstrakt. Wichtig bei der Auseinandersetzung mit einer Dethematisierung von Gender sind Fragen rund um einen Bedeutungsverlust: Auf welchen zeitlichen und gesellschaftlichen Kontext bezieht sich der vermeintliche Bedeutungsverlust? Hat die Genderdifferenz an Bedeutung verloren oder haben sich lediglich die Formen von Beziehungen zueinander verändert (Knapp, 2001, S. 57–58)?

### **3.2 Interaktionistische konstruktivistische Perspektive**

Im Gegensatz zur strukturorientierten Gesellschaftskritik geht es im interaktionistischen Konstruktivismus mehr um die Prozesse, wie Gender und Zweigeschlechtlichkeit hergestellt werden und weniger um die Ungleichheitsstrukturen. Die Rekonstruktion gesellschaftlicher Genderkonstruktionen liegt im Fokus des interaktionistischen Konstruktivismus (Degele, 2008, S. 17–18). Gemäss Günter Burkart (2011, S. 36) geht es im Gegensatz zur strukturorientierten Gesellschaftskritik, die davon ausgeht, dass es Männer und Frauen «einfach gibt», darum, sich damit auseinanderzusetzen, was Gender in Anbetracht einer interaktiven Konstruktion eigentlich ist. Die interaktionistische konstruktivistische Perspektive ermöglicht die Nachvollziehung von Genderkonstruktionen, in dem betrachtet wird, wie die Konstruktionen hergestellt werden (Ehlert, 2012, S. 26). In dieser Perspektive wird Bezug auf die Theorie des Sozialkonstruktivismus der Soziologen Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1966) genommen, in welcher es um eine Rekonstruktion von Gesellschaft geht, die es ohne soziales Handeln nicht geben kann. Das bedeutet, dass eine Gesellschaft nicht losgelöst von sozialem Handeln betrachtet werden kann (Berger & Luckmann, 1966, zitiert nach Degele, 2008, S. 78). Konstruktivismus in Anlehnung an Peter L. Berger und Thomas Luckmann hält diesbezüglich drei wichtige Punkte fest. Erstens sind die Dinge so, wie sie die Gesellschaft deutet und nicht so, wie sie (vermeintlich) sind. Zweitens schafft soziales Handeln gesellschaftliche Strukturen, die nicht zu umgehen sind und die durch ihr rigides Bestehen eine vermeintliche Objektivität schaffen. Drittens geht es den Soziologen darum, aufzuzeigen, wie diese gesellschaftliche Objektivität hergestellt wird, beziehungsweise wie die Prozesse der Verfestigung aussehen (Berger & Luckmann, 1966, zitiert nach Degele, 2008, S. 79). Die

Grundannahme von Sozialkonstruktivismus ist, dass soziale Differenz wie Gender nicht «naturegebe», sondern konstruiert ist (Ehlert, 2012, S. 25).

Ein bedeutender Aspekt konstruktivistischer Perspektiven in Geschlechterforschung ist die Kritik an Erklärungsmodellen, die auf Alltagswissen zurückgreifen und Annahmen zu Gender produzieren. Die konstruktivistische Genderforschung legt einen Fokus auf diesen Gegenstand. Sie stellt sich die Frage, welches Wissen und welche Vorurteile Alltagswissen beeinflussen, welches wiederum Wissen über Gender produziert. Ziel der Auseinandersetzung ist, herauszufinden, wie es zu einem wechselseitigen zweigeschlechtlichen Genderverhältnis kommt (Degele, 2008, S. 79). Die Auseinandersetzung mit den Selbstverständlichkeiten des Alltagswissens stammt aus der Ethnomethodologie nach Harold Garfinkel (1967). Routinen und unhinterfragte Normalität(-en) stehen im Fokus. Harold Garfinkel führte Studien anhand der trans\*identen Person Agnes durch und zeigte auf, wie Genderzugehörigkeit in Alltagsinteraktionen stetig hergestellt wird (Wetterer, 2010, S. 127). Aus konstruktivistischer Perspektive gilt Zweigeschlechtlichkeit als Effekt sozialer Interaktionen. Mit dieser Annahme beschäftigt sich das Konzept *doing gender* nach Candace West und Don Zimmerman. *Doing gender* verdeutlicht die Aussage, dass Gender nicht etwas ist, das ausgesucht oder angeboren wird, sondern etwas darstellt, das getan wird. Im Konzept von *doing gender* stellt Gender demnach kein Merkmal dar, sondern eine Interaktion (West & Zimmerman, 1987, zitiert nach Micus-Loos, 2013, S. 184). *Doing gender* meint jegliche Interaktionen (Sprache, Handlungen, Gestik, Mimik, Auftreten, etc.), in welchen sich ein Mensch dem zweigeschlechtlichen heteronormativen Verständnis an- oder einpasst. Durch *doing gender* werden normative zweigeschlechtliche Rollen durch einen zirkulären Prozess hergestellt (Czollek et al., 2009, S. 21). Günter Burkart (2011, S. 41) betont dabei, dass der Fokus im *doing gender* nicht auf inszenierten Entscheidungen, wie zum Beispiel die Haare getragen werden oder welches Kleidungsstück angezogen wird, liegt, sondern auf den Entscheidungen, die sozial unbewusst geschehen. Es geht um die internalisierten Praktiken, die ein Mensch als Frau/Mann alltäglich tut, ohne darüber nachzudenken (Burkart, 2011, S. 41). Die Interaktionen erfordern eine Identifikation der Teilnehmer\*innen. Alle Interaktionen beinhalten einen Austausch von Darstellung und Zuweisung von Zugehörigkeiten. *Doing gender* beinhaltet ein ständiges Handeln von Darstellungs-, Zuschreibungs- und Wahrnehmungsmustern (Ehlert, 2012, S. 26). *Doing gender* ist laut Christiane Micus-Loos (2013, S. 183) kaum vermeidbar, da vor allem die zweigeschlechtliche Genderkategorien kulturell und gesellschaftlich dominant sind. Wie strikt die Zweigeschlechtlichkeit ist, wird an trans\*, inter\* oder nonbinären Menschen ersichtlich. Gesellschaftlich besteht der Druck der Zuordnung zum binären Gendersystem (Micus-Loos, 2013, S. 184). *Doing*

*gender* geschieht nicht nur auf individueller, sondern laut Erving Goffman (1994, zitiert nach Micus-Loos, 2013, S. 184) auch auf institutioneller Ebene. Geschlechterdifferenzen und Erwartungen werden innerhalb von Institutionen reproduziert und somit wird der Prozess und die Inhalte von *doing gender* auf individueller Ebene verfestigt und naturalisiert.

Das Prinzip des *doing gender* wurde durch Candace West und Sarah Fenstermaker (1995) relativiert, in dem sie es zu *doing difference* erweitert haben. Das Prinzip kann auf andere Differenzkategorien wie Sexualität, *race* oder Klasse (folglich; *doing sexuality*, *doing race*, *doing class*) übertragen werden. Denn auch diese Kategorisierungen gelten aus konstruktivistischer Sicht nicht als «naturegegeben», sondern werden als sozial und gesellschaftlich konstruiert betrachtet (West & Fenstermaker, 1995, zitiert nach Degele, 2008, S. 93). Die *sex/gender* Unterscheidung aus der strukturorientierten Gesellschaftskritik wird in einer interaktionistischen konstruktivistischen Perspektive aufgegriffen und durch Regine Gildemeister (2010) erweitert. Im Konzept des *doing gender* unterscheidet Regine Gildemeister (2010, S. 138) drei verschiedene Dimensionen, um die biologistischen Aspekte der *sex/gender* Trennung zu überwinden:

- Sex steht für das körperliche Geschlecht, welches durch die sozial vereinbarten biologischen Kriterien der Geburtsklassifikation bestimmt wird.
- *Sex-category* ist die soziale Geschlechtszuordnung im Alltag basierend auf den sozial geforderten Darstellungen, wobei diese Zuordnung nicht sex entsprechen muss.
- *Gender* bezeichnet die intersubjektive Validierung in Interaktionsprozessen. Normative Vorgaben bestimmen hierbei ein situationsadäquates Verhalten, welches der *sex-category* entspricht.

Die drei Dimensionen werden in der Neufassung als analytisch unabhängig voneinander gedacht und stehen in einer wechselseitigen reflexiven Beziehung zueinander. Dies ermöglicht naturalistische Erklärungen als soziale Konstruktionen anzusehen (Gildemeister, 2010, S. 138). Die drei Dimensionen gemäss Regine Gildemeister (2010, S. 138) zeigen auf, dass Gender nichts ist, was Individuen haben und durch ihr Handeln zum Ausdruck bringen, sondern dass sowohl *sex-category* als auch *gender* permanent interaktiv von anderen validiert werden müssen.



### 3.3 Diskurstheoretische dekonstruktivistische Perspektive

Dekonstruktivistische Gendertheorien legen den Fokus auf die Aufdeckung und Infragestellung der vorherrschenden Normen und Ordnung (Plößer, 2013, S. 200). Sowohl die strukturorientierte Gesellschaftskritik als auch der interaktionistische Konstruktivismus setzen sich mit empirisch beobachtbaren Genderverhältnissen auseinander. Der diskurstheoretische Dekonstruktivismus hingegen ist auf der Ebene der Theorien verortet, die sich auf Diskurse beziehen oder Teil davon sind. Diskurs definiert sich als Verknüpfung von einzelnen sprachlichen Ereignissen mit kontextabhängiger Zuweisung von Bedeutungen. Die Grundlage basiert auf der Annahme, dass Diskurse durch Bedeutungen die gesellschaftliche Realität produzieren und performativ sind. Die symbolischen Ordnungen und ihre offenen und versteckten Aussagen sind Gegenstand der theoretischen Strömung. Dadurch beschäftigt sich der diskurstheoretische Dekonstruktivismus nicht nur mit explizit Ausgesprochenem, sondern auch mit nicht ausgesprochenen beziehungsweise ausgeschlossenen Dingen (Degele, 2008, S. 18). Gemäss Günter Burkart (2011, S. 31) behandelt der diskurstheoretische Dekonstruktivismus die Frage, wie in Diskursen Gender performativ zu einem Ordnungsprinzip hergestellt wird und wie Gender symbolisch repräsentiert und mit Bedeutungen aufgeladen wird?

Eine diskurstheoretische dekonstruktivistische Analyse bedeutet demnach, dass symbolische Ordnungen wie die Kategorie «Frau» oder «Heterosexualität» vorerst als sprachliche und kulturelle Erfindungen gedeutet werden, um dann nach subtilen Machtmechanismen und Interessen suchen zu können. Schliesslich kann auf damit verbundene Ausschlüsse aufmerksam gemacht werden. Die Dekonstruktion stellt folglich eine kritische Haltung gegenüber Begrifflichkeiten und Kategorien dar (Degele, 2008, S. 19). Die Dekonstruktion dient der Analyse, Beschreibung und Irritation von Genderklassifikationen, welche, so Nina Degele (2008, S. 101), als Muster soziale Ordnung und Hierarchie herstellen. Das Prinzip der Dekonstruktion stammt aus dem französischen Poststrukturalismus der 1960er Jahren und verortet sich in der Linguistik. Die zwei poststrukturalistischen Richtungen, die für Gender/Queer Studies bedeutend sind, sind die Dekonstruktion (wichtiger Vertreter: Jacques Derrida) und die Diskurstheorie (wichtiger Vertreter: Michel Foucault) (Degele, 2008, S. 102). Der Poststrukturalismus betont den Wandel, spricht sich gegen festgelegte Bedeutungen aus und strebt ein entnaturalisierendes Denken an. Diskurse schaffen aus Sicht des Poststrukturalismus gesellschaftliche Wirklichkeiten. Dabei sind nicht die diskursiven Aussagen relevant, sondern die Bedingungen, die den Diskurs ermöglichen und prägen (Foucault, 1981, S. 170). Die Dekonstruktion geht davon aus, dass hegemoniale und normgeprägte Machtstrukturen in Diskursen zum Ausdruck kommen. Die gesellschaftlichen Wirklichkeiten entstehen durch

Benennung von Dingen und Produktion von Ausschlüssen (durch das Nicht-Gesagte). Dies wiederum beeinflusst die menschliche Wahrnehmung und soziales Handeln (Degele, 2008, S. 103). Dekonstruktivist\*innen kritisieren Alltagswissen und rekonstruieren Benanntes und Unbenanntes, um Gedanken durchzuspielen, dass es auch ganz anders sein könnte. Somit können Ein- und Ausschlüsse sichtbar werden (Degele, 2008, S. 104).

Die *sex/gender* Unterscheidung scheint für die Frauen- und Genderforschung insofern gewinnbringend zu sein, dass Differenz, Stereotypen oder Ungleichheiten in der Unterscheidung nicht mehr biologistisch begründet werden. Während der interaktionistische Konstruktivismus die Unterscheidung nutzt, um den Prozessen im Konzept des *doing gender* nach Candace West und Don Zimmerman (vgl. Kapitel 3.2, S. 23-24) von Gender nachzugehen, kritisiert der diskurstheoretische Dekonstruktivismus in Anlehnung an Judith Butler generell Kategorien und definiert sowohl *gender* als auch *sex* als ein Produkt gesellschaftlicher Machtverhältnisse (Degele, 2008, S. 101). Judith Butlers (1991, S. 24) zentrale Aussage ist, dass der anatomische Genderunterschied, also *sex*, genau wie *gender* sozial konstruiert ist. Zudem dreht Judith Butler (1991, S. 25) den gängigen Kausalschluss (vgl. Kap. 3.1, S. 21) um und beschreibt *sex* als Effekt von *gender*. Das wird damit begründet, dass aufgrund der Sozialisation und des Alltags, die Denk- und Wahrnehmungskategorien zweigeschlechtlich und heterosexuell funktionieren, indem Menschen es nicht anders erfahren. Dadurch nehmen Menschen die Zweigeschlechtlichkeit physiologisch wahr (Butler, 1991, S. 25–26). Zweigeschlechtlichkeit entsteht aus Normierungen und ist eine symbolische Ordnung. Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität gelten laut Judith Butler (1991, S. 49) als soziale Konstruktionen und bilden die heterosexuelle Matrix. Die heterosexuelle Matrix entsteht durch die Verwobenheit von Normen und Kategorisierungen, die durch regulierende Effekte das soziale Leben prägen. Die Kritik der Naturhaftigkeit, die in Diskursen erzeugt wird, ist zentral in dieser Perspektive. Durch dekonstruktive Gedankengänge an bestehenden Begriffen und Texten wird aufgezeigt, was widersprüchlich ist, was fehlt, was naturalisiert wird oder was nicht funktioniert. Gender gilt dabei als performativer Effekt von Wiederholungen, den es zu entnaturalisieren gilt (Butler, 1991, S. 49, 61). Nina Degele (2008, S. 106) verdeutlicht dies mit dem Beispiel, eines Menschen, der immer wieder hört, dass er\*sie beispielweise eine «Frau» ist. Dadurch verhält sich diese Person irgendwann entsprechend als «Frau». Durch Wiederholungen in einem diskursiven gesellschaftlichen Rahmen entsteht der Anschein der Natürlichkeit – in diesem Beispiel die Natürlichkeit über das «Frau-Sein». Eine weitere Annahme in Anlehnung an Judith Butler (1995, S. 133) ist, dass Subjekte über Handlungen performativ konstruiert werden. In performativen Ansätzen sind Differenzkategorien Ergebnisse sprachlicher Differenzierungen, die durch vorgängige Normen und

Wiederholungen eingeordnet werden (Butler, 1995, S. 133). Genderidentität ist nach Judith Butlers Verständnis nicht natürlich und keine Ausdrucksform eines autonomen Individuums (Plößer, 2013, S. 204). Auf den Diskurs bezogen konstruiert sich Gender aus Identitätsdiskursen. Wiederholungen gelten dabei als konstitutiv, da diese die performative Dimension erst definieren. Wiederholungen ermöglichen, dass das Subjekt als solches wahrgenommen wird und verdeutlichen, dass der performative Akt unter und durch Zwang entlang Normen entsteht (Butler, 1995, S. 133). Die Prozesse sind somit produktiv und machtvoll. In diesem Sinne werden die Differenzkategorien Sexualität und Gender auch als Kategorien der Macht definiert (Plößer, 2013, S. 205).

Judith Butlers Aussagen zielen auf Dekonstruktion diverser Dinge ab: die Naturhaftigkeit von Gender und Sexualität (1991, S. 61), der Kausalschluss von *sex/gender* (1991, S. 25) und die Idee der eindeutigen Identitäten (1995, S. 133). Die Perspektive der Dekonstruktion in Anlehnung an Judith Butler (1991, S. 49) geht von einer Performativität aus. Gender und Sexualität sind folglich veränderbare Konstruktionen, die von Normen und sozialer Ordnung geprägt sind. Die dekonstruktivistische diskurstheoretische Perspektive zeigt durch den Einfluss des Poststrukturalismus auf, dass Normen durch Diskurse entstehen. Hierbei wird ersichtlich, dass durch Mitgestaltung der Diskurse eine Veränderung der Normen möglich ist (Foucault, 1981, S. 170).

Judith Butlers Aussagen werden kritisiert, da sie gemäss Heike Jensen (2005, S. 260–261) auf zu wenig Empirie basieren und keiner Analyse unterliegen. Lediglich aus philosophischer Sicht scheinen biologistische und essentialistische Annahmen zu Gender anhand Judith Butlers Theorieansätze dekonstruierbar. Zeitgleich funktioniert Gender in Anlehnung an Heike Jensens (2005, S. 261) Kritik als ein Ordnungsprinzip, in welchem vielfältige Identitätspositionen geschaffen werden – was aus Heike Jensens Perspektive nicht negativ ist.

## **4 Perspektiven zum Umgang mit Differenzen**

Unter Betrachtung der Sozialen Arbeit als Reaktion und (Re-)Produktion sozialer Differenz wird laut Birgit Bütow und Chantal Munsch (2012, S. 17) ersichtlich, dass sich die Soziale Arbeit in einem Spannungsfeld zwischen Normalisierung und Normkritik befindet. In den folgenden Kapiteln 4.1 bis 4.4 werden verschiedene Perspektiven im Umgang mit Differenz aufgezeigt. Dabei wird auf die beschriebenen Perspektiven aus den Theorieströmungen der Gender/Queer Studies (vgl. Kapitel 3) und auf andere Perspektiven, wie die Anerkennungstheoretische oder die queer-plurale Perspektive eingegangen.

### **4.1 Anerkennungstheoretischer Umgang**

Die Philosophin und Feministin Nancy Fraser (2003, S. 45) plädiert für eine Anerkennung von Differenz. Sie sieht die Anerkennung als eine Angelegenheit der Gerechtigkeit. Denn bei keiner oder mangelnder Anerkennung geht es gemäss Nancy Fraser (2003, S. 44) – im Gegensatz zu anderen Theoretiker\*innen – nicht um die fehlende Selbstverwirklichung wegen einer Nicht-Anerkennung. Vielmehr steht die Ungerechtigkeit im Mittelpunkt, in welcher Individuen oder Gruppen aufgrund von Differenz den Status vollwertiger Akteur\*innen verweigert wird. Nancy Fraser (2003, S. 44) spricht in einem anererkennungstheoretischen Umgang mit Differenz von einem Statusmodell der Anerkennung. In diesem Statusmodell rückt durch die Verknüpfung von Anerkennung und Gerechtigkeit das Problem der Statuspositionierung in den Fokus. Das Modell zeigt auf, inwiefern Anerkennung und Gerechtigkeit zusammenhängen (Fraser, 2003, S. 45). Denn Differenzkonstruktionen wirken nach diesem Modell als Mechanismen struktureller Benachteiligung und Statuspositionierung. Institutionalisierte und kulturelle Bewertungsschemata werden anhand ihrer Auswirkungen auf die Statusposition hin analysiert. Von wechselseitiger Anerkennung und Statusgleichheit ist gemäss Nancy Fraser (2003, S. 45) die Rede, wenn die Bewertungsschemata die Akteur\*innen als gleichrangig klassifizieren. Durch Anerkennung geschieht ein Wandel. Kulturelle Vielfalt wird anerkannt und positiv eingeschätzt und Ungerechtigkeiten können neu bewertet werden (Fraser, 2003, S. 23–24). Werden Akteur\*innen jedoch negativ bewertet, spricht Nancy Fraser (2003, S. 45) von mangelnder Anerkennung und statusmässiger Benachteiligung.

Die Bedeutung der Differenz in einer anererkennungstheoretischen Perspektive ist auch gemäss Christiane Micus-Loos (2013, S. 181) gross. Sie beschreibt die Anerkennung von Genderdifferenz als zentralen Punkt bei Handlungsansätzen Sozialer Arbeit. Die Differenzkategorie Gender gilt bei der Analyse von Realitäten und sozialen Problemen als grundlegend für ein umfängliches Verständnis von Problemlagen bis hin zur sozialarbeiterischen Diagnose. Dabei benötigen Sozialarbeiter\*innen Wissen über

genderspezifische Lebenswelten und müssen machtvoll Zuschreibungsprozesse und Sozialisationserfahrungen reflektieren. Zudem ist die Selbstreflexion von Sozialarbeiter\*innen über eigene Stereotypen, Rollenbilder und Identitätsposition notwendig. Bei Interventionen gilt die feministische Handlungsmaxime der Parteilichkeit als zentral. Seit den 1980er Jahren etablierten sich parteiliche Angebote wie Mädchen- und Frauenarbeit in der Sozialen Arbeit. Parteiliche Angebote verfolgen Ziele wie Gestaltung von Schutzräumen, Etablierung von Autonomie oder die Förderung der Befreiung aus Rollenzwängen. Anhand anerkannter Differenz können solche geschlechtshomogene und -sensible Angebote legitimiert werden (Micus-Loos, 2013, S. 181). Aus anerkennungstheoretischer Sicht geht es in diesen Angeboten nicht um die Festigung von genderspezifischen Verhalten, sondern darum, dass Adressat\*innen in ihren Differenzen wahrgenommen werden und Professionelle der Sozialen Arbeit sie in ihrer Entwicklung reflexiv begleiten können (Micus-Loos, 2013, S. 182). Catrin Heite (2010, S. 199) greift diese Reflexivität ebenfalls auf und hält fest, dass es den Normalisierungsauftrag der Sozialen Arbeit in einem anerkennungstheoretischen Umgang kritisch zu reflektieren gilt und die Differenzen nicht unhinterfragt anerkannt werden dürfen. Vielmehr sollen Sozialarbeiter\*innen der Frage nachgehen, warum Differenzen relevant sind und welche Wirkungen sie entfalten. Catrin Heite (2010, S. 194) fordert eine kritische Analyse der Ungerechtigkeiten, die sich aus Konstruktionen ergeben, indem Adressat\*innen in einer mehrdimensionalen Betroffenheit betrachtet werden. Die Anerkennung von Differenzen ermöglicht, dass vielfältige Differenzverhältnisse repräsentiert werden können. Im Weiteren kann die Soziale Arbeit durch das Anerkennen von Differenzen Ungleichheiten benennen und für deren Abschaffung eintreten (Heite, 2010, S. 196–197). Eine anerkennungstheoretische Einstellung bedeutet für die Soziale Arbeit aus dieser Perspektive, dass sie die Diversität der Adressat\*innen ernst nimmt, sie akzeptiert, gleichzeitig aber Differenzverhältnisse und deren Praxen kritisch betrachtet. Dies bietet die Möglichkeit die Praxen der Differenzkonstruktionen genau aufzuarbeiten und in einem weiteren Schritt gegebenenfalls zu dekonstruieren. In der Anerkennung von Differenzen ist es wichtig, Differenzeuphorie sowie -blindheit zu vermeiden. Das fordert eine stets reflexive und kritische Soziale Arbeit gegenüber Essentialisierung der Differenzen, denn Differenzen sollen nicht-wertend zugelassen werden (Heite, 2010, S. 197).

Durch die Anerkennung von Verschiedenheiten und das Fokussieren auf sozialer Gerechtigkeit greift der anerkennungstheoretische Umgang mit Differenz einen Grundwert des Berufskodex (AvenirSocial, 2010, S. 10) auf. In einer anerkennungstheoretischen Perspektive benennen Nancy Fraser, Christiane Micus-Loos und Catrin Heite verschiedene Aspekte: Während Nancy Fraser (2003, S. 44–45) die Gerechtigkeit und

Statuspositionierung in den Fokus stellt und somit versucht Bewertungsschemata, die überhaupt dahinführen, zu untersuchen, greift Christiane Micus-Loos (2013, S. 181) die parteilichen Angebote auf. Diese Angebote scheinen neben der Gerechtigkeit für die Soziale Arbeit ebenfalls bedeutend zu sein. In Anschluss an Catrin Heite (2010, S. 196–197) ist ein kritischer Blick notwendig – eine kritische Analyse der Differenzkonstruktionen ist nur möglich, wenn Differenzen vorgängig anerkannt wurden. Anerkennung bedeutet hierbei nicht, dass die Differenzen unhinterfragt bleiben.

## 4.2 Konstruktivistischer Umgang

Aus der interaktionistischen konstruktivistischen Perspektive stellt die Zweigeschlechtlichkeit den Effekt sozialer Interaktionen dar. Anhand des Konzepts *doing gender* wird ersichtlich, dass die Differenzkategorie Gender hergestellt wird und nicht vorgegeben ist (Micus-Loos, 2013, S. 184). Da Genderdifferenzen nicht nur auf individueller Ebene, sondern auch auf institutioneller Ebene hergestellt werden und somit eine Verfestigung und Naturalisierung erzeugen, fordert Christiane Micus-Loos (2013, S. 184–185) ein Bewusstsein in der Sozialen Arbeit über die eigene Macht der alltäglichen Mitkonstruktion von Gender(-differenzen). Die konstruktivistische Perspektive zeigt Sozialarbeiter\*innen die eigene Anteilnahme an den konstruierten Genderdifferenzen sowohl im individuellen als auch im institutionellen Umgang auf. Bei einer sozialarbeiterischen Diagnose ermöglicht die konstruktivistische Sichtweise in Anlehnung an Christiane Micus-Loos (2013, S. 185) einen dynamischen Blick auf Adressat\*innen und ihre Verhaltensweisen. Verhaltensweisen werden nicht als Merkmale oder Eigenschaften betrachtet, sondern als Resultate ihrer Interaktionen und als Folge von Zuschreibungen, die hergestellt, ausgewählt und ausgeübt werden. Im Kontext der Kategorie Gender impliziert dies Möglichkeiten für Veränderungen der Verhaltensweisen. Raewyn Connell (1999, zitiert nach Micus-Loos, 2013, S. 185) spricht in diesem Zusammenhang von *Männlichkeiten* und *Weiblichkeiten* im Plural – da *die* Männlichkeit oder *die* Weiblichkeit nicht existiert und Genderdifferenzen keine homogenen Gruppen darstellen. Dadurch entsteht eine Vervielfältigung innerhalb der Genderkategorien und ein Bewusstsein darüber in der sozialarbeiterischen Diagnose (Micus-Loos, 2013, S. 185). In Interventionen können Sozialarbeiter\*innen nach dem Prinzip des *doing gender* die Adressat\*innen in ihren Prozessen unterstützen – insofern dies von Adressat\*innen gefordert wird. Herausfordernd dabei ist die Bewältigung von Zuschreibungen, welche sowohl Krisen als auch Chancen hervorrufen können. Zuschreibungen und Erwartungen sollten von Sozialarbeiter\*innen erkannt werden, da sie alltäglich und machtvoll sind. Hierbei ist die Reflexion, inwiefern die Zuschreibungen und Erwartungen blockierend oder bekräftigend sind, äusserst wichtig. Stereotypen müssen verabschiedet werden, um Vielfältigkeit von Lebensentwürfen sichtbar zu machen und

die Handlungsoptionen für alle Genderidentitäten auszubauen (Micus-Loos, 2013, S. 185–186). Candace West und Sarah Fenstermaker erweiterten 1995 das Konzept *doing gender* durch *doing difference*. *Doing difference* macht die Mehrdimensionalität von Differenzen sichtbar, da Gender oder Sexualität nie alleine sondern stets mit anderen Differenzen simultan konstruiert werden (Degele, 2008, S. 93). Diese Perspektive weitet den Blick auf andere konstruierte Phänomene wie zum Beispiel *doing race* (Micus-Loos, 2013, S. 184).

Eine weitere konstruktivistische Perspektive, die für die Soziale Arbeit im Umgang mit Differenz bedeutend sein kann, ist das Konzept *undoing gender* des Soziologen Stefan Hirschauer (2001). *Undoing gender* ermöglicht gemäss Stefan Hirschauer (2001, S. 209) die Neutralisierung der Genderdifferenzierung. Genderdifferenz wird durch *undoing gender* interaktiv bewusst vernachlässigt und durch die Nicht-Aktualisierung vergessen. Das Konzept *undoing gender* distanziert sich aber klar von Ursula Paseros (vgl. Kap. 3.1, S. 21-22) Forderung der Dethematisierung. Vielmehr geht es um eine Inaktivierung von Gender (Hirschauer, 2001, S. 209). Leah Carola Czollek, Gudrun Perko und Heike Weinbach (2009, S. 23–24) beschreiben *undoing gender* als eine wichtige Handlungsoption der Sozialen Arbeit im Umgang mit Gender. Sozialarbeiter\*innen können zum Beispiel Stereotypen erkennen, durch den Prozess von *undoing gender* problematisieren und dekonstruieren, in dem sie bewusst Genderrollen vernachlässigen (Czollek et al., 2009, S. 23).

### **4.3 Dekonstruktiver Umgang und performatives Verständnis**

Eine Soziale Arbeit, die sich der machtvollen Mitwirkung im Umgang mit Differenzkonstruktionen bewusst ist, muss gemäss Melanie Plößer (2010, S. 225) ihre Umgangsweisen überdenken, um weniger normierend, machtvoll und begrenzend zu agieren. Mit der Grundlage des performativen Verständnis von Differenz wird für einen dekonstruktiven Umgang mit Differenz plädiert (Plößer, 2010, S. 227). Denn die Dekonstruktion legt den Fokus auf die Aufdeckung und Infragestellung der vorherrschenden Normen und Ordnung (vgl. Kapitel 3.3). Ausserdem bietet das Subjektverständnis der dekonstruktiven Gendertheorie nach Judith Butler (1991, S. 38) der Sozialen Arbeit Antworten auf den Hergang von Subjektivierungsweisen und Differenzierungen, welche dazu führen, dass Subjektpositionen überhaupt als «anders» markiert werden (Plößer, 2013, S. 201). Das Verständnis des Subjektivierungsprozess als eine performative Wiederholungspraxis und Unterwerfung vorgängiger Normen bringt hervor, dass es sich um einen Normalisierungsprozess handelt (Butler, 1995, S. 133). Denn die Subjekt-Werdung impliziert durch die Orientierung an vorgängigen Normen stets ein gewisses Mass an Normalisierung

und Disziplinierung, was dazu führt, dass Subjektpositionen ausserhalb der herrschenden Normen als «anders» konstruiert werden (Plöbner, 2013, S. 205). Dieses Bewusstsein bietet der Sozialen Arbeit die Möglichkeit, performative Effekte aufzudecken oder zu verändern (Plöbner, 2010, S. 228), indem diese Erkenntnisse sozialarbeiterisches Wissen, Verständnis und Mitgestaltungsmöglichkeiten erweitern (Plöbner, 2013, S. 205).

Die dekonstruktive Perspektive kann der Sozialen Arbeit einer genaueren Gegenstandbestimmung auf theoretischer Ebene dienen. Denn soziale Probleme können anhand des performativen Subjektivierungsverständnisses in Anlehnung an Judith Butler (1991, S. 38) erweitert betrachtet werden, da es ein weiterführendes Verständnis für soziale Probleme ermöglicht (Plöbner, 2013, S. 205). Ausgrenzungsmechanismen, die im Prozess der Subjekt-Werdung passieren, rücken durch dekonstruktive Ansätze in den Fokus. Aus dekonstruktiver Perspektive ist nicht fehlende Anerkennung oder Ressourcen der Kern des Problems, sondern die Normen, die dem Ganzen voraus gehen. Wenn Subjekte unter dem Druck dieses Prozesses leiden, kann die Soziale Arbeit die Rolle übernehmen und das Subjekt im Normalisierungsprozess unterstützen beziehungsweise die notwendigen Ressourcen zur Verfügung stellen (Plöbner, 2013, S. 207). Die machtkritische und reflexive Soziale Arbeit ist sich jedoch bewusst, dass sie Teil der Lösung und gleichzeitig auch Teil der Normierung ist. So kommt es aus dekonstruktiver Perspektive zu der Forderung, dass es die Differenzierungspraxis der Sozialen Arbeit zu überdenken gilt und der Fokus auf die Normen gerichtet werden soll. Eine Frage, die sich die Soziale Arbeit hierbei stellen muss: Welche Normen konstruieren welche Differenz und wie sieht der Prozess der Konstruktion aus (Plöbner, 2013, S. 208)? Die Soziale Arbeit soll aus dekonstruktiver Perspektive in gesellschaftlichen und institutionellen Diskursen die herrschenden Normen reflektieren und hinterfragen. Die Infragestellung der Normen ermöglicht es, Machtverhältnisse und -strukturen und ihren Einfluss auf Subjektpositionen aufzuzeigen. Eine mögliche Folge könnte sein, dass der Konstruktionscharakter der «Anderen» ersichtlich wird und bestimmte Subjektpositionen dadurch als «weniger anders» angesehen werden (Plöbner, 2013, S. 209–210). Zudem werden die Normalisierungspraxen der Sozialen Arbeit erhellt und gegebenenfalls abgebaut (Plöbner, 2013, S. 205). Ein weiterer Punkt aus dekonstruktiver Perspektive liegt im Umgang mit Begriffen und Bezeichnungen. Die Soziale Arbeit kann auf interaktiver Ebene analysieren, wie welche Adressat\*innen («Migranten», «Flüchtlinge», «Randständige»<sup>6</sup>, etc.) benannt werden. Dekonstruktive Fragen zielen auf die Aufdeckung von Ausschlüssen und Ungerechtigkeiten ab. Sind es Selbstbezeichnungen oder stammen die Labels von

---

<sup>6</sup> Bei den Beispielen wird bewusst auf keine diskriminierungsfreie Sprache geachtet, da dies charakteristisch für solche Labels ist.



Sozialarbeiter\*innen oder aus der Gesellschaft? Welche sexuellen und geschlechtlichen Normen prägen den Begriff? Die Analyse und Reflexion ermöglicht der Sozialen Arbeit einen Raum zu schaffen, in welchen Adressat\*innen autonom über Begriffe und Bedeutungen bestimmen können (Plößer, 2013, S. 211).

Gemäss Christiane Micus-Loos (2013, S. 189) verdeutlicht die dekonstruktive Perspektive, dass die Soziale Arbeit Teil von performativen Prozessen der Subjekt-Konstruktionen ist. Folglich sind Sozialarbeiter\*innen immer auch Akteur\*innen dieses Machtgewebes, welches Individuen in ihrem Subjektivierungsprozess beeinflusst. Christiane Micus-Loos (2013, S. 189) verweist hierbei auf das dritte Mandat. Dieses fordert die Sozialarbeiter\*innen dazu auf, die eigene Machtposition zu reflektieren und sich im Sinne des politischen Mandats einzumischen. Dies bedeutet, was auch Melanie Plößer (2013, S. 209) fordert, dass die Soziale Arbeit an gesellschaftlichen Diskursen teilnimmt, um Normen und Ideale zu bearbeiten. Für die sozialarbeiterische Diagnose bedeutet dies, dass Sozialarbeiter\*innen kritisch analysieren müssen was und wer in Diagnosen markiert wird und was beziehungsweise wer eben nicht markiert wird. In der sozialarbeiterischen Diagnose gilt es aus dekonstruktiver Perspektive aufmerksam bezüglich Begriffen, Ein- und Ausschlüssen und Markierungen (Kategorisierungen) zu sein (Micus-Loos, 2013, S. 189–190). Bei Interventionen geht es in dekonstruktiver Perspektive um das Aufbrechen der binären Differenzordnung, auf welche die Soziale Arbeit zurückgreift – die «entweder/oder» Struktur gilt es zu dekonstruieren. Die Wahrnehmung von Ungerechtigkeiten rückt dabei ins Zentrum, nicht anerkannte Zwischenräume erschliessen sich und Ein- und Ausschlusspraxen, die entlang binärer Differenzordnung geschehen, werden aufgedeckt. Somit muss sich die Soziale Arbeit mit eigener Inklusion und Exklusion auseinandersetzen und Angebote kritisch reflektieren. Für wen ist das Angebot beziehungsweise für wen nicht (Micus-Loos, 2013, S. 190)? Aus Sicht von Birgit Bütow und Chantal Munsch (2012, S. 14–15) findet die Auseinandersetzung der Sozialen Arbeit im (re-)produzierenden Umgang mit Differenz auf einer theoretischen Ebene statt. So bietet die dekonstruktive Perspektive der Sozialen Arbeit oft mehr Fragen als Antworten, was herausfordernd ist, da die Soziale Arbeit bei einer Verknüpfung auf der Praxisebene schliesslich handlungsfähig bleiben muss (Bütow & Munsch, 2012, S. 15).

#### **4.4 Queer-plurales Verständnis**

Gemäss Gudrun Perko (2014, S. 8) werden queere Perspektiven aus den Queer Studies bedeutender, da Themen aus Gender/Queer Studies in der Sozialen Arbeit präsent sind. Die Vielfalt des menschlichen Seins in ihrer Unabgeschlossenheit steht bei der Selbstbezeichnung von «queer» im Mittelpunkt (Perko, 2014, S. 9). Eine queer-plurale

Perspektive ermöglicht die Infragestellung der gesellschaftlich verankerten Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität. Jegliche Diskriminierungsformen und Hate Crimes gegen queere Menschen können aus queerer Sichtweise analysiert und problematisiert werden. Erkenntnisse daraus ermöglichen dann die Argumentation gegen Herrschafts- und Machtverhältnisse, das Einstehen für mehr Partizipationsmöglichkeiten, die Teilhabe und den Zugang zu allen gesellschaftlichen Ressourcen für alle Menschen (Perko, 2014, S. 9). Perspektiven aus den Queer Studies kritisieren die Heteronormativität aufgrund der ideologischen Biologisierung von Genderdifferenzen. Zudem kritisiert die queere Perspektive die Eindimensionalität der Heteronormativität, die der Vielfalt der Menschen nicht gerecht wird. Queere Kritik äussert sich gegen die machtvollen Strukturen der Heteronormativität, die Privilegierung von «normgerechten», was die Ausgrenzung der «nicht-normentsprechenden» Personen zur Folge hat. Folgen der Ausgrenzung sind Nicht-Anerkennung, Pathologisierung, Diskriminierung und Gewalt (Perko, 2014, S. 10). Weiter zeigt die queere Perspektive auf, dass die Soziale Arbeit nicht auf den Effekt von Differenzkategorien reagieren soll, sondern auf die vorgängigen Normen selbst. Dass eine trans\* Person keine Arbeit findet, ist nicht das grundlegende Problem, sondern die Norm, welche eine trans\* Person als «anders» kategorisiert, stigmatisiert und in diesem Fall vom Arbeitsmarkt ausschliesst (Plößer, 2014, S. 16). Queere Strategien verfolgen das Ziel der Irritation und des Hinterfragens von Normen, Macht und Ordnung – nicht eine Anerkennung oder Aufwertung von vielfältigen Subjektpositionen. Durch das Kritisieren der Normen und Strukturen wird etwas Übergeordnetes, Grösseres und Grundlegendes ins Wanken gebracht (Plößer, 2014, S. 16–17).

Judith Butler (1995, S. 316) vertritt einen queer-pluralen Ansatz, in dem sie Identität als gesellschaftlich konstruiert betrachtet und eindeutige Identitäten ablehnt. Auch gemäss Gudrun Perko (2014, S. 11) kann die Identität eines Subjektes nie ohne Gesellschaft existieren, da die Gesellschaft gewisse Vorstellungen von Identität vorgibt und institutionalisiert. Diese Vorstellungen halten durch Ein- und Ausschlüssen die bestehende Sozialordnung aufrecht, wobei im Prozess des *Othering* Menschen negativ als die «Anderen» konstruiert werden. Ein Subjekt steht in queerer Perspektive also nie still, wird performativ hergestellt und bedingt immer auch den Diskurs «der Anderen». Differenzkategorien wie Gender, *race*, Religion, Sexualität, Klasse etc. gelten in dieser Perspektive als Identitätsmix und vor allem verdeutlichen sie die Aufhebung einer vermeintlich natürlichen und eindeutigen Identität (Perko, 2014, S. 11). Ein pluraler-queerer Ansatz im Umgang mit Differenz kann für die Soziale Arbeit bedeutend sein, da Kritik gegen eindeutige und vermeintlich natürliche Identitäten und Identitätspolitiken geübt wird und dadurch auch Ausschlussmechanismen kritisiert werden. Der plural-queere Ansatz geht

gegen Ungerechtigkeiten und Separatismus vor. Durch diese Herangehensweise wird die Gefahr der (Re-)Produktion dieser Mechanismen und Ausschlüssungen verkleinert (Perko, 2014, S. 12). Gudrun Perko (2014, S. 12) fordert von Sozialer Arbeit folglich einen anerkennenden Umgang mit einzelnen Individuen und eine Mitgestaltung der strukturellen Anerkennung. Ein Dilemma ergibt sich in Anlehnung an Gudrun Perko (2014, S. 12), da die queer-plural-bewusste Soziale Arbeit einerseits die Differenzen wahrnehmen und andererseits den Menschen gegenüber keine Festschreibungen vornehmen soll. Gudrun Perko (2014, S. 12) beschreibt in diesem Sinne zwei Spannungsfelder zwischen Konstruktion und Dekonstruktion und zwischen *doing gender* und *undoing gender*. Der Fokus einer queer-plural-gerechten Sozialen Arbeit liegt bei der Reduktion von Benachteiligung und (struktureller) Diskriminierung und einer Erhöhung der Befähigung der gesellschaftlichen Teilhabe (Perko, 2014, S. 13). Auch Leah Carola Czollek et. al. (2009, S. 12) fordern eine queerbewusste Soziale Arbeit. Denn Gender und Sexualität werden in einer queeren Perspektive nicht als einzige Analysekategorie betrachtet. Eine gender- und queergerechte Soziale Arbeit in Anlehnung an Leah Carola Czollek et al. (2009, S. 12) versteht Differenzkategorien als miteinander verknüpft. Konkrete Forderungen aus queeren Ansätzen sind beispielweise die politische Gleichheit für alle Menschen in ihren unterschiedlichsten Seinsformen, ohne dass Differenzen abgebaut und Bewertungen vollzogen werden (Perko, 2014, S. 10). Für eine queerbewusste Soziale Arbeit benötigen Sozialarbeiter\*innen bestimmte Kompetenzen, welche Gudrun Perko (2014, S. 12) in der *Tabelle 2* in verschiedene Bereiche aufteilt. Die Aufzählung der Kompetenzen ist nicht abschliessend.

Tabelle 2. Gender/Queer-Kompetenzen

<b>Sozialkompetenzen im Sinne von Gender/Queer</b>
Geschlechtervielfalt und -vielheit (u.a. Mann, Frau, Transgender, Intersexuelle Menschen) wahrnehmen können
mit den verschiedenen Geschlechtern anerkennend umgehen können
Genderaspekte identifizieren können
über Vorstellungsvermögen über andere Geschlechter verfügen
mit Missverständnissen in Geschlechterverhältnissen umgehen können
...
<b>Individualkompetenzen im Sinne von Gender/Queer</b>
Reflexionen der eigenen Genderinszenierungen anstellen können
in der Lage sein, dem eigenen Geschlecht wie anderen Geschlechtern konstruktiv kritisch zu begegnen
Gender/Queer an sich und anderen wahrnehmen können
Doing Gender kritisch berücksichtigen können
über Praxen des Undoing Gender als politische Praxis verfügen, um klassische Geschlechterrollen zu dekonstruieren, aufzubrechen und die Vielzahl an Möglichkeiten zu zeigen, die Menschen haben können
...
<b>Fach-/Sachkompetenzen im Sinne von Gender/Queer</b>
sich fachliche Inhalte im Kontext von Gender/Queer erschließen, selbständig darüber verfügen können und kritisch mit ihnen umgehen können, bspw. mit Daten und Fakten zur Chancengleichheit (Anerkennungs- und Verteilungsgerechtigkeit)
spezifisches Wissen über die Relevanz von Gender/Queer (z.B. im Bereich Arbeitsmarkt) haben
Gleichstellungspolitik und deren Umsetzungsinstrumentarien kennen
Praktiken des Doing Gender und Undoing Gender kennen und anwenden können (Konstruktion und Dekonstruktion von Gender z.B. mittels Kleidung)
Gendertheorien und Queer Studies kennen
Perspektivenwechsel/dialogisches Denken anwenden können
...
<b>Methodenkompetenzen im Sinne von Gender/Queer</b>
Geschlechterrollen, Stereotype und ihre Wirkungen kennen
Gender Mainstreaming als Organisationsentwicklungsprozess berücksichtigen und Queer einbeziehen
gender- und queer-reflektierende Analysen anstellen können
Beratungen gender/queer-gerecht gestalten können
...

Quelle: Gudrun Perko, 2014, S. 12

## 5 Diskussion

Im folgenden Kapitel werden Inhalte der vorherigen Kapitel nochmals aufgegriffen, diskutiert und Kernaussagen zusammengefasst. Dadurch wird auf die Teilfragen eingegangen, um die Hauptfragestellung im darauffolgenden Kapitel zu bearbeiten. Schliesslich wird die Bachelorarbeit kritisch gewürdigt und mit einem Ausblick abgeschlossen.

### 5.1 Zusammenfassung der Erkenntnisse

Die Ausgangslage der Sozialen Arbeit im Kontext der Differenzkonstruktionen scheint, gemäss der Arbeitsgruppe Inter Kultur (2010, S. 17) dilemmatisch. Die Soziale Arbeit reagiert auf Subjektivierungsweisen, die beispielweise als «arm», «hilfsbedürftig» oder «ausländisch» gelten und ist durch das Markieren der «Andersheit» aktiv an Ein- und Ausschlüssen beteiligt (Plößer, 2010, S. 218). Aufgrund Differenzkategorien, die Menschen als «anders» markieren, existieren Angebote Sozialer Arbeit (Kessl & Plößer, 2010, S. 7). Gleichzeitig plädiert das Tripelmandat nach Silvia Staub-Bernasconi für eine normkritische Soziale Arbeit, die sich auf Menschenrechte beruft und ihr politisches Mandat durch Einmischung wahrnimmt und versucht Normen zu verändern (Micus-Loos, 2013, S. 189). Das Dilemma entsteht, indem die Soziale Arbeit laut Auftrag normkritisch sein soll, zeitgleich jedoch durch das Schaffen von Adressat\*innengruppen Differenzkategorien (re-)produziert. Gemäss Birgit Bütow und Chantal Munsch (2012, S. 16–17) versteht sich die Soziale Arbeit, sowohl in Theorie als auch in Praxis, als eine Instanz, die Normen, Hierarchien sowie soziale Differenzen (re-)produziert. Melanie Plößer (2014, S. 17) betont in dieser Feststellung den unreflektierten Umgang mit Normen und Differenz, der zu einer problematischen (Re-)Produktion führen kann, da dieser Ungleichbehandlung und Diskriminierung zur Folge haben kann.

Die Problematik der Differenzkategorien Gender und Sexualität wurde anhand der Dimensionen und Effekte im Kapitel 2.2 erläutert. Gender und Sexualität prägen die soziale Ordnung. Bewertungen und Machtverhältnisse sind Teil der Differenzkategorien Gender und Sexualität (Czollek et al., 2009, S. 11). Die Heteronormativität spielt dabei eine dominante Rolle. Im Diskurs um Gender und Sexualität fallen biologistische und essentialistische Aussagen, die auf Alltagswissen aufbauen (Rose, 2015, S. 64–65). Dies hat einen normierenden Effekt und generiert soziale Ungleichheiten, denn Menschen, die nicht im Sinne der Heteronormativität leben oder erkannt werden, werden als «anders» markiert. Sie erleben unter anderem Exklusion, Diskriminierung oder verminderte Teilhabe (Burzan, 2011, S. 7). Die heteronormativ geprägten Effekte von Gender und Sexualität werden durch den jährlichen Bericht des LGBTIQ+ Panels (Hässler & Eisner, 2020) oder in der europäischen Rainbow Map bestätigt (ILGA Europe, 2021).

Die Dimensionen der Differenzkategorien zeigen der Sozialen Arbeit auf, wie Gender und Sexualität konstruiert sind und welche Effekte daraus resultieren. Folgende Erkenntnisse sind zusammenfassend in Anschluss an Catrin Heite (2010, S. 187), Lotte Rose (2007, S. 45) und Leah Carola Czollek et. al. (2009, S. 11) bedeutend für die Soziale Arbeit (vgl. Kap. 2):

- Gender und Sexualität sind zentrale Faktoren für die soziale Ordnung.
- Die Differenzkategorien Gender und Sexualität sind normgeprägt.
- Nicht-heteronormativ kategorisierte Menschen erfahren soziale Ungleichheiten und sind in der Schweiz von Hate Crimes und struktureller Diskriminierung betroffen.

Die genannten Erkenntnisse können das Bewusstsein Sozialer Arbeit für die Differenzkategorien Gender und Sexualität erweitern. Dies bedingt Wissen über die Vielfalt an Gender und Sexualität, Konstruktionen, Wirkung der herrschenden Normen und ein hohes Mass an Reflexivität. Ein erweitertes Verständnis von Gender und Sexualität kann dazu führen, dass die Soziale Arbeit normkritischer agiert.

Das Kapitel 3 geht auf die historische Grundlage Gender/Queer Studies ein und beantwortet die Frage, was Inhalte der verschiedenen Perspektiven sind. Die strukturorientierte gesellschaftskritische Perspektive (vgl. Kap. 3.1) kann die Soziale Arbeit vor allem mit Erkenntnissen zu Gender bedienen. Die Frage, welche gesellschaftlichen Strukturen die Genderverhältnisse prägen, ist auch für die Soziale Arbeit bedeutend. Zudem verdeutlicht die strukturorientierte gesellschaftskritische Perspektive, dass die Differenzkategorie Gender einen strukturellen Effekt gesellschaftlichen Ursprungs hat (Bublitz, 2016, S. 108). Gender als eine Strukturkategorie zu verstehen, ermöglicht der Sozialen Arbeit die Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit mit dem Fokus auf die strukturelle Eigenschaft von Gender (und Sexualität). Die Strukturkategorie beeinflusst den Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen (Ehlert, 2012, S. 15) und diese gesellschaftliche Ressourcen gerecht zu verteilen, ist ein Auftrag der Sozialen Arbeit (AvenirSocial, 2010, S. 11).

Der interaktionistische Konstruktivismus bietet eine andere Perspektive auf Differenz. Differenz gilt aus dieser Perspektive als interaktiv hergestellt (Burkart, 2011, S. 36). Die Theorie des Sozialkonstruktivismus nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann (vgl. Kap. 3.2, S. 22-23) bildet in dieser Perspektive eine wichtige Basis. Kern der Theorie ist, dass die Gesellschaft die Dinge deutet und sie nicht «einfach so sind, wie sie sind». Dies lässt sich auf die Differenzkonstruktionen Gender und Sexualität übertragen; Gender und Sexualität werden nach dem Prinzip *doing gender* und *doing sexuality* interaktiv

hergestellt und existieren «nicht einfach» (vgl. Kap. 3.2, S. 23-24). Analog zur strukturorientierten gesellschaftskritischen Perspektive wird auch in dieser Perspektive Alltagswissen kritisiert. Das Prinzip *doing difference* nach Candace West und Sarah Fenstermaker (vgl. Kap. 3.2, S. 24) verdeutlicht der Sozialen Arbeit den interaktiven Aspekt der Konstruktion von Differenz. Das Prinzip zeigt der Sozialen Arbeit auf, dass generell Differenzkonstruktionen aktiv hergestellt werden und bietet der Sozialen Arbeit das Verständnis der Produktivität der Gender- und Sexualitätsdifferenz. Das bedeutet für die Soziale Arbeit, dass sie in diesen Prozessen mitwirken kann und damit Gender und Sexualität mitkonstruiert. Gemäss Christiane Micus-Loos (2013, S. 184–186) kann die konstruktivistische Perspektive der sozialarbeiterischen Diagnose dienen, da Verhaltensweisen der Adressat\*innen keine Eigenschaften, sondern Resultate ihrer normgeprägten Interaktionen sind. Bei Interventionen können Sozialarbeiter\*innen Adressat\*innen in den Prozessen von *doing gender* oder *doing sexuality* unterstützen und müssen sich dabei bewusst sein, welche Zuschreibungen und Ausführungen blockierend oder bestärkend für den\*die Adressat\*in sind. Zudem gilt es für Sozialarbeiter\*innen das eigene Verhalten auf *doing difference*-Prozesse hin zu reflektieren und herauszufinden, inwiefern sie selber Differenz(-en) bei Adressat\*innen und bei sich selbst konstruieren.

Die Annahme, dass Gender und Sexualität performativ hergestellt werden, ist auch in der diskurstheoretischen dekonstruktivistischen Perspektive vertreten (Butler, 1991, S. 49). In Anschluss an Judith Butlers (1995, S. 133) Verständnis sind Subjektpositionen ebenfalls performativ. Die diskurstheoretische dekonstruktivistische Perspektive knüpft an die Normen und die gesellschaftliche Ordnung an (vgl. Kap. 3.3). Die Dekonstruktion zeigt auf, dass Differenz diskursiv hergestellt wird (vgl. Kap. 4.3). Melanie Plößer (2010, S. 228) plädiert für einen dekonstruktiven Umgang mit performativ-hergestellten Differenzen, da Normen und Ordnungsstrukturen dadurch aufgedeckt und in Frage gestellt werden. Das performative Verständnis ermöglicht der Sozialen Arbeit Normen durch Dekonstruktion zu bearbeiten.

Es wird ersichtlich, dass die vielfältigen Perspektiven aus den verschiedenen Theorieströmungen unterschiedliche Aspekte behandeln. Während die strukturtheoretische Perspektive Genderverhältnisse analysiert und strukturelle Ungleichheiten aufzudecken versucht, geht es der interaktionistischen konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Perspektive vielmehr um die Frage, wie Subjekte eine Genderidentität erhalten. Konstruktivistische Ansätze verstehen Differenz als ein soziales Tun und untersuchen demnach die Prozesse der Interaktion. Die dekonstruktiven Ansätze hingegen beschäftigen sich mit der übergeordneten Ebene; mit den Normen und der Ordnung (Plößer, 2013, S. 200).

## 5.2 Beantwortung Fragestellung

Folgend werden die verschiedenen Perspektiven zum Umgang mit Differenz (vgl. Kap. 4) prägnant zusammengefasst, um dadurch auf die Hauptfragestellung einzugehen. Die zu behandelnde Hauptfragestellung lautet:

***Inwiefern sind Perspektiven der Gender/Queer Studies anschlussfähig für die Soziale Arbeit im Umgang mit Differenz? Eine Betrachtung am Beispiel der Kategorien Gender und Sexualität.***

Die Auseinandersetzung mit Gender/Queer Studies verdeutlicht, dass es nicht *eine* Perspektive gibt, die sich für die Soziale Arbeit eignet. Vielmehr bieten Gender/Queer Studies eine Diversität an Ansätzen und Perspektiven, die Möglichkeiten für Übertragungen auf die Soziale Arbeit im Umgang mit Differenzen bieten.

Generell kann sich die Soziale Arbeit mit Inhalten und Erkenntnissen der verschiedenen Perspektiven der Gender/Queer Studies auseinandersetzen, um ihr Fach- und Handlungswissen zu erweitern. So kann die strukturorientierte gesellschaftskritische Perspektive der Sozialen Arbeit ein Verständnis für die herrschenden Genderverhältnisse bieten und die Kategorien Gender und Sexualität dabei als Strukturkategorien betrachten. Die interaktionistische konstruktivistische Perspektive zeigt der Sozialen Arbeit die Prozesseigenschaft der Differenzkategorien auf. Differenz gilt hierbei als Produkt sozialen Tuns und Interaktionen. Die diskurstheoretische dekonstruktive Perspektive bietet der Sozialen Arbeit ein Verständnis eines norm- und machtkritischen Umgangs mit Gesellschaft, mit Adressat\*innen und mit sich selbst. Im Umgang mit Differenz werden verschiedene Positionen eingenommen. Im Folgenden werden die Perspektiven benannt und es wird darauf eingegangen, inwiefern die einzelnen Perspektiven anschlussfähig für die Soziale Arbeit im Umgang mit Differenzen sind.

Nancy Fraser (2003, S. 44–45) plädiert für die Anerkennung der Differenzen mit dem Ziel der sozialen Gerechtigkeit (vgl. Kap. 4.1). Nancy Fraser möchte auf die negative Statuspositionierung und strukturelle Benachteiligung, die durch die Nicht-Anerkennung passiert, aufmerksam machen. Catrin Heite (2010, S. 194–199) betont, dass Differenzen nicht unhinterfragt anerkannt werden dürfen – dies bedingt ein hohes Mass an Reflexivität der Sozialarbeiter\*innen. Diversität wird dabei ernst genommen und akzeptiert und Differenzierungsverhältnisse werden gleichzeitig kritisch betrachtet. Laut Christiane Micus-Loos (2013, S. 181–182) ermöglicht die Anerkennung von Gender und Sexualitätsdifferenz parteiliche Angebote, die Schutzräume herstellen und die Möglichkeit der Rollenreflexivität bieten. Zudem können die Differenzkategorien durch Anerkennung in Handlungsansätzen von der Diagnose bis Intervention in Form von Wissen über



genderspezifische Lebenswelten oder Zuschreibungsprozesse genutzt werden. Die Anerkennungstheoretische Perspektive ist insofern anschlussfähig für den sozialarbeiterischen Umgang mit Differenz, indem durch die Praxis der Anerkennung ein bedeutender Wert aus dem Berufskodex aufgenommen wird. Der Aspekt der sozialen Gerechtigkeit, den Nancy Fraser (2003, S. 44) aufgreift, spielt in der Sozialen Arbeit eine grosse Rolle, da dieser im Berufskodex verankert ist (AvenirSocial, 2010, S. 10–11). Die Perspektive der Anerkennung unterstützt die Soziale Arbeit im Bestreben, Verschiedenheiten anzuerkennen und parteiliche Angebote zu schaffen. Es scheint jedoch, dass in der Anerkennungstheoretischen Perspektive die Normkritik im Umgang mit Differenz nicht prioritär ist.

Die konstruktivistische Perspektive verdeutlicht der Sozialen Arbeit, dass sie selbst an den Interaktionsprozessen und somit an Differenzierungsprozessen beteiligt ist (Micus-Loos, 2013, S. 184–185). Diese Perspektive ist diesbezüglich anschlussfähig für die Soziale Arbeit, da sie zur Reflexion im Umgang mit Adressat\*innen und Angeboten auffordert. Die Soziale Arbeit soll den Umgang mit Differenz hinterfragen und gegebenenfalls überarbeiten. Dies eröffnet einen Handlungsspielraum. Das Wissen über Konstruktionsprozesse kann von Sozialarbeiter\*innen genutzt werden, um Subjekte in ihrem Prozess von *doing gender* oder *doing sexuality* zu unterstützen oder diesen Prozess kritisch zu begleiten und auf Normen aufmerksam zu machen.

Die Auseinandersetzung mit Dekonstruktion zeigt, dass die Norm- und Machtkritik zentral ist (vgl. Kap. 3.3 und 4.3). Die dekonstruktive Soziale Arbeit versteht Gender und Sexualität als performative Differenzen, die normgeprägt sind (Butler, 1995, S. 133). Das Subjekt muss sich gemäss Judith Butler (1991, S. 38) während der Subjektivierung den Normen unterwerfen, um als Subjekt wahrgenommen zu werden. Die dekonstruktive Perspektive ist insofern anschlussfähig für die Soziale Arbeit, als sie Normkritik und -bearbeitung anstrebt. Gemäss Melanie Plößer (2010, S. 228) nimmt die Dekonstruktion sich dem Dilemma der Sozialen Arbeit im Umgang mit Differenz an, indem sie die Performativität von Normen und Differenz akzeptiert und diesen unumgänglichen Zwangsmoment nutzt, um Widerstand zu leisten. Denn in Anlehnung an die dekonstruktive Perspektive kann die Soziale Arbeit das Offenlegen und die Infragestellung von Normen nutzen, um auf Machtstrukturen, Heteronormativität und hierarchische Strukturen aufmerksam zu machen und im besten Falle zu bearbeiten (Plößer, 2010, S. 228). Zudem kann die Soziale Arbeit an gesellschaftlich relevanten Diskursen teilnehmen, um die daraus entstehenden Normen zu bearbeiten. Dadurch wird Vervielfältigung angestrebt und die übergeordneten Normen werden bearbeitet. Die Gesellschaft wird bezüglich Gender- und Sexualitätsthemen sensibilisiert und Festschreibungen und Homogenisierung

werden minimiert. Dies ist auch im Sinne des dritten Mandats nach Silvia Staub-Bernasconi. Eigenschaften einer dekonstruktiven Sozialen Arbeit sind folglich norm- und machtkritisch zu sein. Lücken dieser Perspektive zeigen sich in Anlehnung an Birgit Bütow und Chantal Munsch (2012, S. 15). Die Dekonstruktion dient (vgl. Kap. 4.3) zwar einer sozialarbeiterischen Gegenstandbestimmung, macht auf Ausschlussmechanismen aufmerksam und bietet der Sozialen Arbeit ein bedeutendes Verständnis von Subjektivierung und Performativität (Plößer, 2013, S. 205), gibt aber wenig Antworten auf der Handlungsebene der Sozialen Arbeit (Bütow & Munsch, 2012, S. 15).

Die queer-plurale Perspektive (vgl. Kap. 4.4) bietet der Sozialen Arbeit neben der Dekonstruktion eine weitere Möglichkeit der Infragestellung der Heteronormativität. Die queer-plurale Perspektive geht von der Unabgeschlossenheit der Vielfalt des menschlichen Seins aus und zeigt dadurch auf, dass heteronormatives Denken und dementsprechendes Agieren der menschlichen Vielfalt nicht gerecht werden (Perko, 2014, S. 9–10). Diese Perspektive ist damit anschlussfähig für den sozialarbeiterischen Umgang mit Differenz, da gesellschaftlichen Strukturen, Herrschafts- und Machtverhältnisse thematisiert werden und Hate Crimes und Diskriminierungsformen von queeren Menschen im Fokus stehen. Die Ablehnung und Bekämpfung von Diskriminierung ist Teil des Berufskodex Sozialer Arbeit (AvenirSocial, 2010, S. 11). Judith Butlers (1995, S. 316) queer-plurales Verständnis von Identität (vgl. Kap. 4.4, S. 34) ist insofern anschlussfähig für die Soziale Arbeit, als es aufzeigt, dass Identitäten uneindeutig sind und durch den ständigen performativen Prozess auf den Diskurs der «Anderen» angewiesen sind (Perko, 2014, S. 11). Anhand dieser Erkenntnis kann die Soziale Arbeit – entgegen der Annahme der vermeintlich natürlichen und eindeutigen Identitäten – Kritik üben und dadurch Ausschlussmechanismen durch die Markierung «anders» minimieren (Perko, 2014, S. 12). In Anlehnung an ein queer-plurales Verständnis beschreibt Gudrun Perko (2014, S. 10–13) einen sozialarbeiterischen Umgang mit Differenz, in welchem einzelne Individuen anerkannt werden und die strukturelle Anerkennung angestrebt wird – die «Andersheit» wird dabei dekonstruiert. Das Ziel queer-pluraler Ansätze ist die politische Gleichstellung aller Menschen, wofür die Soziale Arbeit ebenfalls eintreten kann.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass alle Perspektiven Erkenntnisse liefern, welche anschlussfähig für die Soziale Arbeit sind, da sie einen bewussten Umgang mit Differenz im Kontext von Gender und Sexualität fördern. Die anerkennungstheoretische Perspektive gibt hilfreiche Hinweise auf soziale Gerechtigkeit und lässt sich zum Beispiel im Kontext von parteilichen Angeboten auf die Praxis übertragen. Die konstruktivistische Perspektive verdeutlicht der Sozialen Arbeit, dass sie den Prozess der Differenzkonstruktionen mitgestaltet, indem bewusst Differenz akzeptiert oder dekonstruiert wird. Die

dekonstruktivistische Perspektive ermutigt die Soziale Arbeit, Normen und Ordnung, die hinter den Differenzkonstruktionen stehen, zu hinterfragen und zu bearbeiten. Die konkrete Anknüpfung dekonstruktiver Perspektiven kann in Form des politischen dritten Mandats oder auf theoretischer Ebene Sozialer Arbeit geschehen. Die queer-plurale Perspektive eröffnet der Sozialen Arbeit ein Verständnis von uneindeutigen Identitäten und vielfältigen Daseinsformen von Menschen.

Alle Perspektiven verdeutlichen, dass Differenz und der Umgang damit sowohl Krisen als auch Chancen bedeuten. Dabei sind die stetige Selbstreflexion des sozialarbeiterischen Tuns und die Reflexion der Angebote zentral. Denn die Auseinandersetzung mit den Perspektiven zeigt der Sozialen Arbeit auf, dass sie unter anderem durch Reflexion Verantwortung gegenüber Adressat\*innen wahrnehmen kann.

Abschliessend kann der Schluss gezogen werden, dass es sich für die Soziale Arbeit lohnt, sich vertieft und spezifisch mit Perspektiven der Gender/Queer Studies auseinanderzusetzen, da hier Kernthemen der Sozialen Arbeit (wie Macht, Herrschaft, soziale Ordnung, Ungleichheiten, etc.) aufgegriffen und behandelt werden. Es lohnt sich, alle unterschiedlichen Perspektiven der Gender/Queer Studies im Blick zu behalten, da sie unterschiedliche Möglichkeiten bieten auf verschiedenen Ebenen Probleme zu bearbeiten und letztlich auch ineinander fließen können. Ein Fokus auf nur eine Perspektive scheint hier zu eindimensional. Das Aneignen guter Gender-/Queer-Kompetenzen (vgl. Tab. 2, Kap. 4.4, S. 36) scheint eine wichtige Grundlage für die Herangehensweise für Sozialarbeiter\*innen zu sein. Erst sie erlauben einen befreiten Blick auf die Vielfalt der Perspektiven und ermöglichen entsprechendes professionelles Handeln im Gender/Queer-Bereich. Allen bearbeiteten Perspektiven gemeinsam ist die (Selbst-)Reflexion und die Kritik am Alltagswissen. Die Reflexion ist im Umgang mit Differenz zentral. Sozialarbeiter\*innen können das Wissen, die Erkenntnisse und die Perspektiven der Gender/Queer Studies nutzen, um Differenzkonstruktionen zu analysieren, ihr eigenes Handeln, ihre Machtposition und ihre eigene Haltung zu reflektieren. Alltagswissen gilt es zu hinterfragen und zu dekonstruieren.

### **5.3 Kritische Würdigung und Ausblick**

Diese Arbeit gibt einen Überblick über verschiedene Perspektiven der Gender/Queer Studies und deren Umgang mit Differenz. Da die Themenfelder jedoch weit und divers sind, wurden die einzelnen Aspekte und Perspektiven eher oberflächlich bearbeitet. Nicht alle Inhalte des Hauptteils werden in der Diskussion gleichwertig behandelt. Die hohe Quantität und Diversität an Literatur zu den bearbeiteten Themen erschweren die Auswahl. Das Verfassen der Arbeit in diesem Rahmen erforderte eine stetige

Eingrenzung und Selektion des Inhaltes. Bei der Fokussierung auf die Differenzkategorien Gender und Sexualität wurde ersichtlich, dass deutlich mehr Literatur zu Gender als zu Sexualität existiert. Eine weitere Schwierigkeit stellte die (Re-)Produktion der Differenzkonstruktion dar. Es scheint utopisch, umfänglich auf Differenzkonstruktionen zu verzichten. Das Dilemma der Auseinandersetzung mit Differenz und der sozialarbeiterische Umgang damit wird bleiben. Vielmehr geht es um ein Bewusst-Machen der Dimensionen und Prozesse der Differenzen und der eigenen Rolle darin.

Viele Erkenntnisse konnten mit der Auseinandersetzung der Thematik im Rahmen dieser Arbeit gewonnen werden, es bleiben viele weiterführende Fragen offen. Der Aspekt der Mehrdimensionalität von Differenzkategorien konnte im Rahmen dieser Bachelorarbeit nur wenig ausgeführt werden. Den Blick über Gender und Sexualität hinaus zu weiten und eine mehrdimensionale Betrachtung von Differenzkategorien, zum Beispiel im Sinne der Intersektionalität, würde eine weiterführende Auseinandersetzung ermöglichen. Was ebenfalls in dieser Arbeit unbeantwortet bleibt, ist eine konkrete Umsetzung in der Praxis. Wie und welche Perspektiven in der Praxis Sozialer Arbeit explizit umgesetzt werden, bleibt unklar. Die Erkenntnisse erfolgen eher auf einer theoretische Ebene. Wichtig und spannend wäre eine empirische Analyse von Praxen, in welchen verschiedenen Perspektiven der Gender/Queer Studies bereits umgesetzt werden. Damit liessen sich genauere Aussagen zur Anschlussfähigkeit an die Soziale Arbeit in der Praxis machen.

## Literaturverzeichnis

- Arbeitsgruppe Inter Kultur. (2010). Es macht einen Unterschied – eine Differenz thematisierende, (de)konstruierende Lesehilfe. In F. Kessl & M. Plößer (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 17–22). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- AvenirSocial. (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz*. Berufsverband Soziale Arbeit Schweiz.
- Becker, R. (2007). *Gender-Aspekte bei der Einführung und Akkreditierung gestufter Studiengänge: Eine Handreichung* (2. Aufl.). Bonn: CWS.
- Becker-Schmidt, R. (2010). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. In R. Becker, B. Kortendiek, & B. Budrich (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 65–74). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bernstein, J., & Inowlocki, L. (2015). Soziale Ungleichheit, Stereotype, Vorurteile, Diskriminierung. In B. Bretländer, M. Köttig, & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit: Perspektiven auf Inklusion* (S. 15–26). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Bublitz, H. (2016). Geschlecht. In H. Korte & B. Schäfers (Hrsg.), *Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie* (9. Aufl., S. 101–123). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Burkart, G. (2011). Grundfragen der Geschlechterforschung. In B. Jansen-Schulz & R. Ardner (Hrsg.), *Vielfalt und Geschlecht—Relevante Kategorien in der Wissenschaft* (S. 25–50). Opladen: Budrich UniPress.
- Burzan, N. (2011). *Soziale Ungleichheit: Eine Einführung in die zentralen Theorien* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J. (1995). *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Bütow, B., & Munsch, C. (2012). Soziale Arbeit und Geschlecht: Herausforderung jenseits von Universalisierung und Essentialisierung - Einleitung. In B. Bütow & C. Munsch (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Geschlecht: Herausforderung jenseits von Universalisierung und Essentialisierung* (S. 7–17). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Çetin, Z., & Grigowski, Z. (2016). Einheit und Differenz: Sexuelle und geschlechtliche Identitäten zwischen Einschlüssen und Ausschlüssen. In P. Genkova & T. Ringeisen (Hrsg.), *Handbuch Diversity Kompetenz: Band 2: Gegenstandsbereiche*

- (S. 343–360). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Czollek, L. C., Perko, G., & Weinbach, H. (2009). *Lehrbuch Gender und Queer: Grundlagen, Methoden und Praxisfelder*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Degele, N. (2008). *Gender, Queer Studies: Eine Einführung*. Paderborn: utb.
- Eberlei, W., Neuhoff, K., & Riekenbrauk, K. (2018). *Menschenrechte—Kompass für die Soziale Arbeit*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Ehlert, G. (2012). *Gender in der Sozialen Arbeit: Konzepte, Perspektiven, Basiswissen*. Schwalbach am Tanus: Wochenschau Verlag.
- Foucault, M. (1981). *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fraser, N. (2003). Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitätspolitik. Umverteilung, Anerkennung und Beteiligung. In N. Fraser & A. Honneth (Hrsg.), *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse* (S. 13–128). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Funk, W. (2018). *Gender Studies*. Paderborn: Wilhelm Fink, Brill Deutschland.
- Gildemeister, R. (2010). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In R. Becker, B. Kortendiek, & B. Budrich (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 137–145). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hässler, T., & Eisner, L. (2020). *Swiss LGBTIQ+ Panel—2020 Summary Report*. <https://doi.org/10.31234/osf.io/kdrh4>
- Heite, C. (2010). Anerkennung von Differenz in der Sozialen Arbeit. Zur professionellen Konstruktion des Anderen. In F. Kessl & M. Plösser (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 187–200). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hirschauer, S. (2001). Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In B. Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 208–235). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hoffarth, B., & Machold, C. (2010). Es macht einen Unterschied – eine Differenz thematisierende, (de)konstruierende Lesehilfe: Wie wird die Annahme der Konstruiertheit von Differenz im Sprechen und Forschen über Differenz eingelöst? Oder anders gefragt: Wie wird die Nicht-Präsenz von Differenz im Sprechen und Forschen über Differenz berücksichtigt? In F. Kessl & M. Plösser (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 17–22). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- IFSW. (2014). *Die IFSW/IASSW Definition der Sozialen Arbeit*. Verfügbar unter: <https://www.ifsw.org/wp-content/uploads/2019/07/definitive-deutschsprachige-Fassung-IFSW-Definition-mit-Kommentar-1.pdf>

- ILGA Europe. (2021). *Rainbow Europe: Switzerland*. Rainbow Europe. Verfügbar unter: <https://www.rainbow-europe.org/#8663/0/0>
- Jensen, H. (2005). Judith Butler: Gender Trouble. In M. Löw & B. Mathes (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Geschlechterforschung* (S. 254–266). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessl, F., & Plößler, M. (2010). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen – eine Einleitung. In F. Kessl & M. Plößler (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 7–16). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klinger, C. (1995). Zwei Schritte vorwärts, einer zurück - und ein vierter darüber hinaus. Die Etappen feministischer Auseinandersetzung mit der Philosophie. *Die Philosophin: Forum für feministische Theorie und Philosophie*, 12, 81–97.
- Knapp, G.-A. (2001). Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie «Geschlecht». In B. Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 53–74). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Krause, D. (2020). Ungleichheit, soziale. In D. Klimke, U. Stäheli, H. Wienold, R. Lautmann, & C. Weischer (Hrsg.), *Lexikon zur Soziologie* (6. Aufl., S. 812). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lembke, U. (2014). Einleitung. In U. Lembke (Hrsg.), *Menschenrechte und Geschlecht* (S. 18–23). Baden-Baden: Nomos.
- Luhmann, N. (1988). Frauen, Männer und George Spencer Brown. *Zeitschrift für Soziologie*, 17, 47–71.
- Lutz, H., & Wenning, N. (2001). Differenzen über Differenz—Einführung in die Debatten. In H. Lutz & N. Wenning (Hrsg.), *Unterschiedlich verschieden: Differenz in der Erziehungswissenschaft* (S. 11–24). Opladen: Leske + Budrich.
- Maihofer, A. (1995). *Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag.
- Mecheril, P., & Melter, C. (2010). Differenz und Soziale Arbeit. Historische Schlaglichter und systematische Zusammenhänge. In F. Kessl & M. Plößler (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 117–131). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Micus-Loos, C. (2013). Herausforderungen genderbezogener Sozialer Arbeit. In K.-P. Sabla & M. Plößler (Hrsg.), *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit* (S. 179–198). Opladen Berlin Toronto: Budrich.
- Pasero, U. (1995). Dethematisierung von Geschlecht. In U. Pasero & F. Braun (Hrsg.), *Konstruktion von Geschlecht* (S. 50–66). Pfaffenweiler: Centraurus.
- Perko, G. (2014). Queer-Theorien als pluraler Ansatz und queere Kompetenzen in der

- Sozialen Arbeit. *Sozialmagazin*, 04, 6–13.
- Pink Cross, Transgender Network Switzerland, & Lesbenorganisation Schweiz. (2020). *Hate Crimes an LGBTQ-Menschen in der Schweiz*. Verfügbar unter: <https://www.pinkcross.ch/unser-einsatz/politik/hatecrime-bericht-2020.pdf>
- Plößer, M. (2010). Differenz performativ gedacht. Dekonstruktive Perspektiven auf und für den Umgang mit Differenzen. In F. Kessl & M. Plößer (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 218–232). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Plößer, M. (2013). Die Macht der (Geschlechter-)Norm. Überlegungen zur Bedeutung von Judith Butlers dekonstruktiver Gendertheorie für die Soziale Arbeit. In K.-P. Sabla & M. Plößer (Hrsg.), *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit: Bezüge, Lücken und Herausforderungen* (S. 199–216). Opladen: Budrich.
- Plößer, M. (2014). Normen, Subjekte, Soziale Arbeit. Queere Perspektiven auf ein ambivalentes Verhältnis. *Sozialmagazin*, 04, 14–20.
- Plößer, M., & Sabla, K.-P. (2013). Gendertheorien und Theorien Soziale Arbeit. Eine Einführung. In M. Plößer & K.-P. Sabla (Hrsg.), *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit: Bezüge, Lücken und Herausforderungen* (S. 7–20). Opladen Berlin Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- quix – kollektiv für kritische Bildungsarbeit. (2016). *Allgemeines glossar*. quix – kollektiv für kritische Bildungsarbeit. Verfügbar unter: <https://www.quixkollektiv.org/glossar/allgemeines-glossar/>
- Rose, L. (2007). *Gender und Soziale Arbeit: Annäherungen jenseits des Mainstreams der Genderdebatte*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Rose, L. (2015). Geschlecht als soziale Unterscheidungskategorie in unserer Lebenswelt. In B. Bretländer, M. Köttig, & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit: Perspektiven auf Inklusion* (S. 63–73). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Rudolf, B. (2014). Menschenrechte und Geschlecht—Eine Diskursgeschichte. In *Menschenrechte und Geschlecht* (S. 24–50). Baden-Baden: Nomos.
- Scherr, A. (2014). *Diskriminierung und soziale Ungleichheiten: Erfordernisse und Perspektiven einer ungleichheitsanalytischen Fundierung von Diskriminierungsforschung und Antidiskriminierungsstrategien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wetterer, A. (2010). Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In R. Becker, B. Kortendiek, & B. Budrich (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 126–136). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.